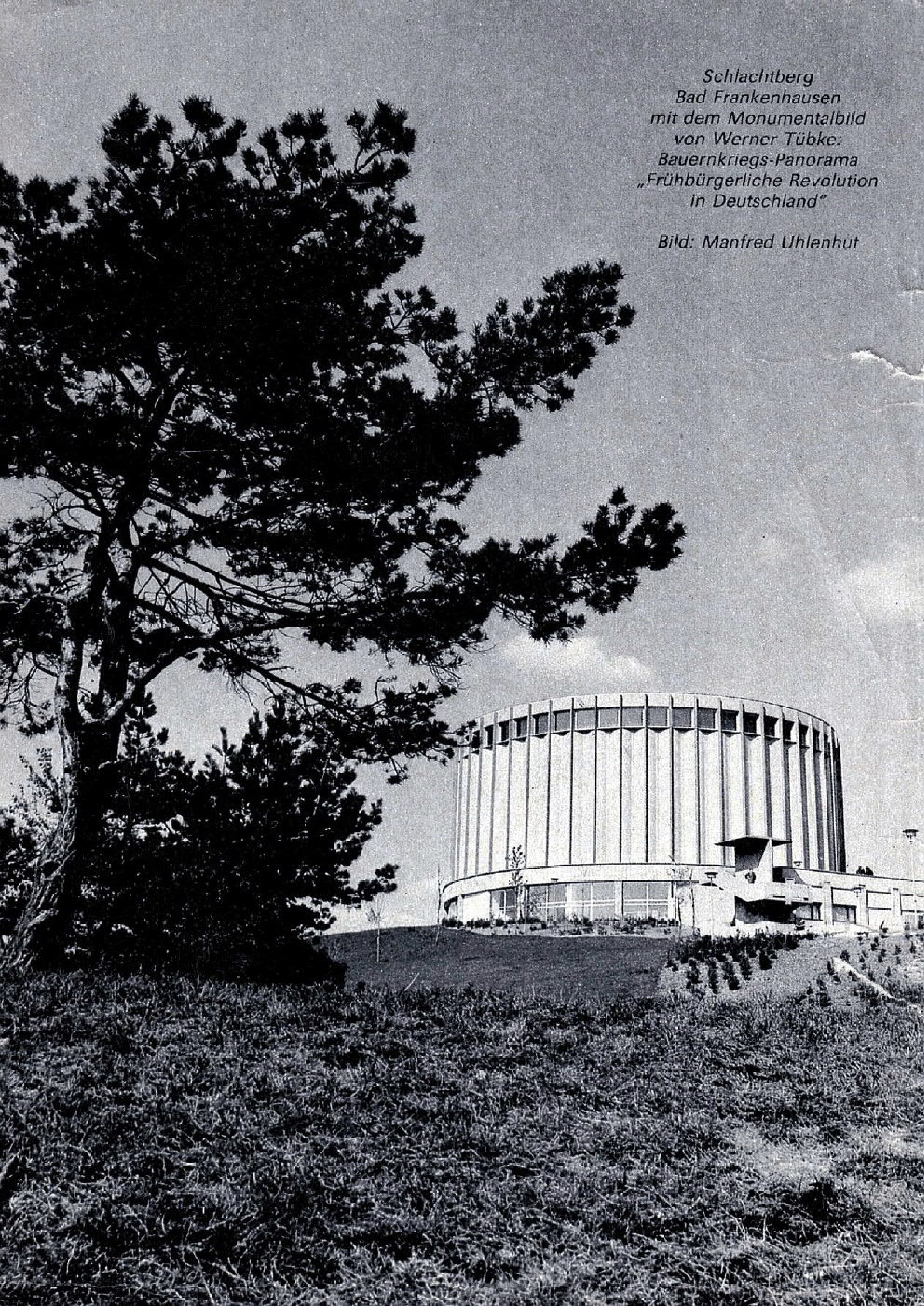

ar
3/89
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK
GRENZER



Schlachtberg
Bad Frankenhausen
mit dem Monumentalbild
von Werner Tübke:
Bauernkriegs-Panorama
„Frühbürgerliche Revolution
in Deutschland"

Bild: Manfred Uhlenhut

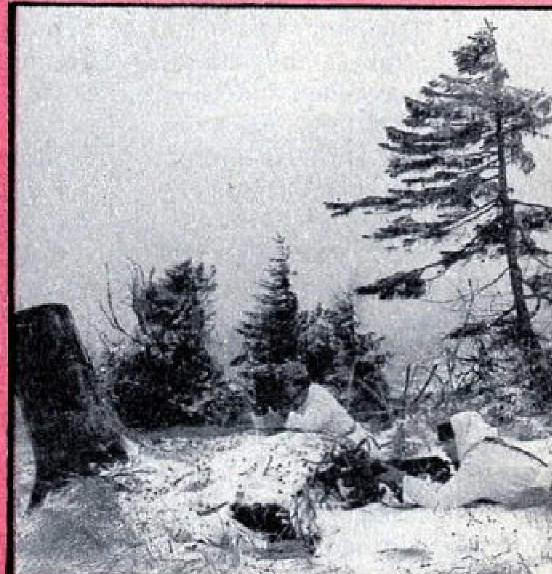
INHALT





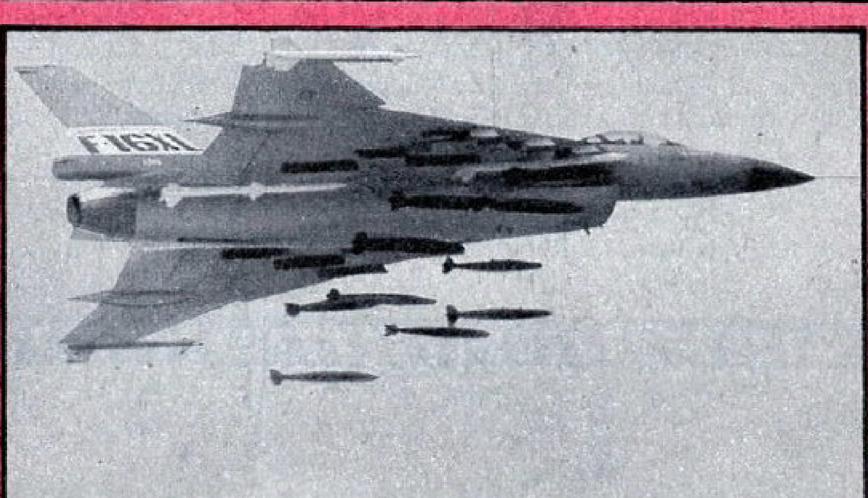
◄ 6 ▼ 52 ▼ 36







▲ 30 ◄ 56





▲ 22

??

Welche Aufgaben hat die „Erfassungsstelle Salzgitter“ in der BRD?

Soldat Jörg Boßmann

Der Name klingt harmlos: „Zentrale Erfassungsstelle Länderjustizverwaltung“. Auch die Nähe zur DDR-Grenze muß keineswegs etwas besagen. Das Gründungsdatum indes läßt aufhorchen: Herbst 1961. Hatten wir da nicht gerade unsere Staatsgrenze zu Westberlin und zur BRD militärisch gesichert, auf kollektiven Beschluß aller Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages übrigens?

Genau. Und der Friede wurde gerettet damit, die „befürchtete Kriegsgefahr abgewendet“. So vor kurzem Willy Brandt, Ehrenvorsitzender der SPD und seinerzeit Regierender Bürgermeister von Westberlin.

Klassen-logisch, daß dies den kalten Kriegern absolut nicht in den Kram paßte. Das direkte Aufrollen der DDR war in die Hose gegangen. Also versuchte man es mit anderen Formen der Aggression: mit Einmischung und der Selbstanmaßung, für „alle Deutschen in West und Ost“ zu sprechen, über sie zu urteilen, sie alleinzuvertreten.

Dazu installierte man auch besagte „Erfassungsstelle“. Eben mit der Aufgabe, sich massiv in die inneren Angelegenheiten der DDR einzumischen. Denn was anderes ist es, wenn dort noch heute jährlich mehr als tausend „Vorermittlungsverfahren“ und „Untersuchungen“ gegen Grenzsoldaten geführt werden, die an der Trennlinie zwischen Sozialismus und Imperialismus ihre Pflicht erfüllen? Gegen Mitarbeiter unserer Untersuchungsorgane. Gegen vom Volk gewählte Richter. Gegen Staatsanwälte, die im Namen des Arbeiter-und-Bauern-Staates Menschenhändler und Saboteure, Spione und Diversanten des Verbrechens anklagen. Was anderes als Brunnenvergiftung betreibt diese „Erfassungsstelle“, wenn sie ihrem Bundeskanzler – wie 1987 geschehen – Zahlen zuspielt, wonach die DDR zweitausend politische Gefangene in „Gefängnissen und Konzentrationslagern“ halte? Da mußte der begierig danach greifende Helmut Kohl sich sogar vom RIAS sagen lassen, wie „unerträglich“ dieser Vergleich sei.

Salzgitter ist ein Überbleibsel des kalten Krieges. Die Arbeit der „Erfassungsstelle“ widerspricht sowohl dem Völkerrecht als auch der KSZE-Schlußakte von Helsinki. Das „Erfassen“ ausländischer Bürger – und das sind die unserer Republik für die BRD – steht im Gegensatz zum Grundlagenvertrag DDR-BRD von 1972, wonach in den Beziehungen zueinander „die Hoheitsgewalt jedes Landes sich auf sein Staatsgebiet beschränkt“. Und hat der Bundeskanzler im Gemeinsamen Kommunique zum Besuch Erich Honeckers in der BRD nicht mitunterschrieben, daß „beide deutsche Staaten die Unabhängigkeit und Selbständigkeit jedes der beiden Staaten in seinen inneren und äußeren Angelegenheiten respektieren“?

Da darf man wohl verlangen, dem Wort die Tat folgen zu lassen. Übrigens haben die von der SPD regierten Bundesländer schon etwas dazu getan: sie weigerten sich, die „Erfassungsstelle“ auch nur mit einem einzigen D-Pfennig weiterzufinanzieren.

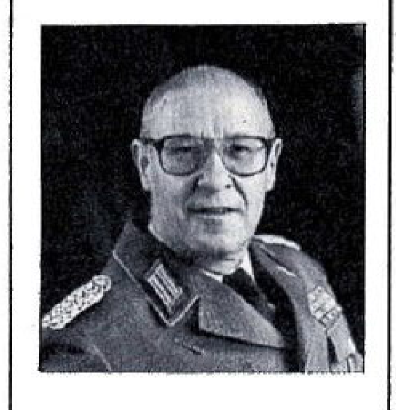
Stimmt es, daß man sich die letzten 14 Tage vor der Entlassung wieder einen Bart stehen lassen kann?

Gefreiter Fred Helbig

„Wieder“ schreiben Sie. Also wollen Sie möglichst bald zu einem solchen Bart kommen wie vor dem Tag, als der Einberufungsbefehl Sie zur Fahne rief.

Bitteschön, wenn's





??

Ihnen Spaß macht!

Allerdings, warten müssen Sie da schon noch ein bißchen. Militärische Pflichterfüllung, Ordnung und Disziplin, Hygiene und Sauberkeit, folglich auch tägliches Rasieren und kurzer Haarschnitt sind über die ganze Zeit des Grundwehrdienstes angesagt – eben vom ersten bis zum allerletzten Tag. Außerdem: ein Bart in seiner Entstehungsphase ist alles andere denn ansehnlich und angenehm. NVA-Uniform und Stoppelbart, das geht wahrlich nicht zusammen. Ergo können (und müssen) Sie sich noch etwas Zeit lassen mit der Wiedererweckung Ihres Schmuckstückes. Nicht unbedingt bis 24.00 Uhr des Entlassungstages, zu welcher Zeit ihr aktiver Wehrdienst endet. Aber immerhin bis zu Ihrer Verabschiedung.

Darf ich einem Bekannten tausend Mark borgen, oder verbieten das die Dienstvorschriften?

Obermaat K. Lincks

Sie dürfen. Die militärischen Bestimmungen enthalten nichts, was dem entgegenstünde.

Aus rechtlicher Sicht handelt es sich um ein Darlehen, das Sie einem anderen Bürger gewähren. Demzufolge gilt § 244 und 245 des Zivilgesetzbuches. Zwar ist für Darlehen keine bestimmte Formalität vorgeschrieben, aber da tausend Mark ja ein ganz hübsches Sümmchen sind, wäre es meines Erachtens angeraten, sie nicht ohne Quittung aus der Hand zu geben. Auf der Empfangsbescheinigung könnte auch, sofern Sie Wert darauf legen, der Rückzahlungstermin vermerkt werden; außerdem, ob Zinsen vereinbart wurden, wobei diese allerdings nicht den Prozentsatz übersteigen dürfen, der in der DDR für Spareinlagen gezahlt wird.

Aber wie gesagt: Darlehen können auch formlos gegeben werden. Sollte es später entgegen allen Erwartungen Probleme mit der Rückzahlung geben, ist es jedoch immer günstiger, eine schriftliche Urkunde zu haben.

Kann mir der Hauptfeldwebel Vorwürfe machen und mir außerdem noch einen Tag Urlaub abziehen?

Unteroffizier Brian Groß

Benennen wir zunächst die Sachlage.

Sie hatten Urlaub bis Dienstag zum Dienst. Im Kursbuch hatten Sie den richtigen Kurs gewählt, aber wie das Eisenbahnleben so spielt: Verspätung. Im Umsteigebahnhof war der Anschlußzug weg. Wartezeit auf den nächsten: Stunden. Und so kamen Sie erst um 9.30 Uhr im Regiment an.

Am Nachmittag rief Sie der Hauptfeldwebel zu sich und machte folgende Rechnung auf: Wären Sie vom Umsteigebahnhof mit dem Bus in eine etwas andere Richtung gefahren, hätten Sie in A. noch einen früheren Zug zum Standort gekriegt. Mithin gab es eine Möglichkeit, eher da zu sein. Weil Sie stattdessen auf den „traditionellen" Anschlußzug gewartet und nicht die Ausweichvariante genutzt haben, zog er Ihnen zusätzlich einen Tag Erholungsurlaub ab.

Nun also Ihre Frage, ob Vorwürfe und Urlaubsabzug rechtens sind.

Für die Zugverspätung können Sie nichts. Aber auch mir stellt sich die Frage: Warum haben Sie sich tatenlos dem Schicksal ergeben und stundenlang gewartet, anstatt zu überlegen, wie Sie auf einem anderen Weg schneller und pünktlich zum Regiment kommen? Fordert das Gesetzeswort, „den Wehrdienst initiativreich mitzugestalten", nicht auch in solcher Situation, die Initiative zu ergreifen? Muß nicht gerade ein Gruppenführer wie Sie die jeweilige Lage nüchtern beurteilen und danach einen Entschluß fassen? Muß nicht jeder bemüht sein, alles ihm Mögliche zu unternehmen, um rechtzeitig wieder im Truppenteil zu sein und dessen Gefechtsbereitschaft zu sichern? Meines Erachtens ist es nicht zuviel verlangt, sondern ausdrücklich geboten, sich einen Kopf zu machen und umzutun, wie man aus einer mißlichen Situation herauskommt oder das beste aus ihr macht – immer im Interesse unserer militärischen Pflichterfüllung.

Insofern gebe ich also Ihrem Hauptfeldwebel recht, wenn er Sie dazu ermahnt.

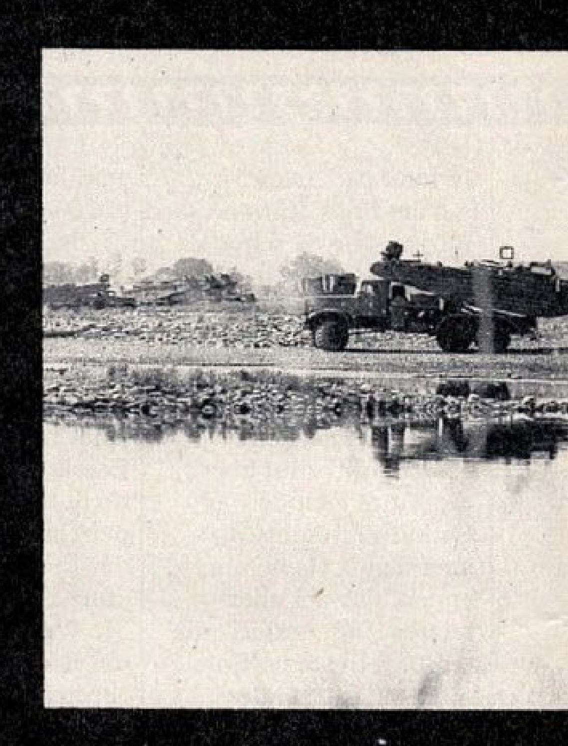
Nicht einverstanden bin ich dagegen mit seiner Entscheidung über den Urlaubsabzug. Sie widerspricht Ziffer 11 (1) der DV 010/0/007, wonach vom Erholungsurlaub nur bei unerlaubten Entfernungen etwas abgezogen wird: ein Tag bei mehr als sechs Stunden Dienstzeit-Ausfall zwischen Wecken und Zapfenstreich, zwei oder mehr Tage bei längerer Abwesenheit. Aber weder haben Sie sich unerlaubt entfernt noch träfe die Mindeststundenzahl zu. Folglich muß der ungerechtfertigte Urlaubsabzug rückgängig gemacht werden.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Starke Bugsierer



Überall dort, wo Pontonpioniere der NVA aus ihrem Technikpark PMP Brücken oder Fähren bauen, geht es nicht allein um Pontons. Die Fahrer nicht schwimmfähiger Technik – wie Panzer oder LKW – verdanken den sicheren Übergang ans andere Ufer in jedem Falle auch den Besatzungen der Bugsierboote. Sie sind in Aktion, noch bevor die Pontons ins Wasser klatschen. Sie drükken und schleppen die Pontonfähren, schwenken die PMP-Brückenbänder und halten sie gegen die mitunter starke Strömung des Flusses.

Die Bugsierboote BMK-T sind dabei leistungsstarke Bugsierer mit hoher Schub- und Zugkraft. Dafür sorgen ein 132-kW-Viertakt-Dieselmotor und zwei horizontal um







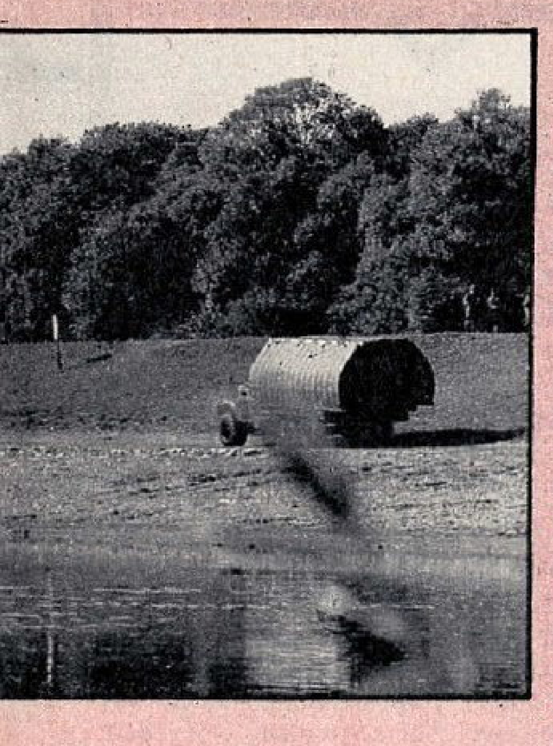
360 Grad schwenkbare Antriebe. Das verleiht dem BMK-T im Unterschied zu anderen Bugsierbooten höhere Manövrierfähigkeit. Es kann auf der Stelle wenden und Fähren auch seitlich fortbewegen – Eigenschaften, die sich beim Einschwimmen in die Brückenlinien oder beim Fährenübersetzen in wertvollem Zeitgewinn auszahlen.

Am Ort des Brücken- oder



Fährenbaus angekommen, werden die BMK-T ähnlich wie die Pontons nach hinten ins Wasser abgeworfen, d. h. die Fahrer lenken die LKW rückwärts bis zur erforderlichen Wassertiefe von 0,75 m in den Fluß; Sperren werden gelöst, und die Boote gleiten über Rollen, mit der zweiköpfigen Besatzung an Bord, von den Pritschen. Immer müssen die Bootsbesatzungen schnel-





ler sein als die Pontoniere, denn mit ihren BMK-T haben sie stets auch die Sicherheit auf dem Wasser während des Koppelns der Pontons mit zu gewährleisten.

Dabei sind die BMK-T nicht nur sehr wendig, sondern für ihre sechs Tonnen Masse mit 17 km/h auch recht schnell. Und natürlich leistungsstark: Eine 60-Mp-Fähre bewegen die starken Bugsierer immerhin noch mit 9 km/h durch die Strömung. Die hohe Kippsicherheit der Boote auf dem Wasser – dank ihrer schlittenähnlichen Konstruktion – erlaubt beliebige Wendungen, ohne daß die Motordrehzahl verringert werden muß.

Das Bugsierboot BMK-T macht die Pontoneinheiten – so absonderlich das klingen mag – auch an Land beweglicher. Es wird nicht wie das BMK 130, das über zwei abklappbare Räder verfügt, gezogen, sondern auf einem robusten, äußerst geländegängigen KrAZ 255 B mit Spezialpritsche transportiert. Der Fahrer dieses LKW lenkt dann zwar einen Dreiachser mit 19,1 t Gesamtmasse, doch das 10,6 m lange und 3,76 m hohe Fahrzeug ist ebenso beweglich wie die anderen KrAZ mit den Pontons.

Text: Oberstleutnant Bernd Schilling
Bild: Fähnrich d. R. Achim Tessmer, Oberstleutnant Bernd Schilling (5)

Rambur-äpfel

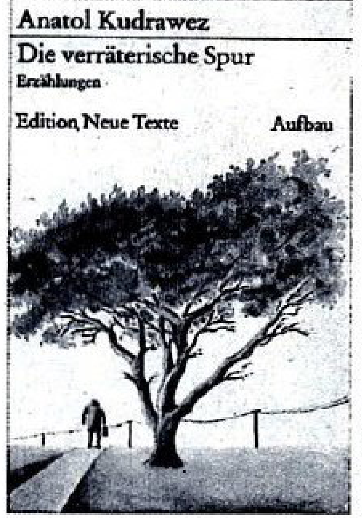
Schon mal gekostet? Ich auch nicht. Muß aber was ganz Besonderes sein, diese süßen, himbeerroten Äpfel. Die Dorfjungen Walik, Mischa und Kastus riskieren jedenfalls 'ne ganze Menge, um sich welche zu stibitzen. Sie wollen sich die Hosentaschen damit füllen und drauflosschmausen, wenn der Landfilm kommt und sie „Die drei Musketiere" sehen werden; herrlich, herrlich. Allerdings, der Garten mit den Apfelbäumen ist bewacht. Und Kastus muß hin, den alten Wächter Ahej abzulenken mitsamt seinem trottligen Hund. Sogar ein Gewehr hat der Alte, hat es nie benutzt, aber hat's dabei! Arglos schwatzt er mit dem Lausebengel, erzählt, wie er den Bürgerkrieg mitgemacht hat von Anfang bis Ende, immer im Sattel, mit einer Gummigalosche an dem einen und einem Bastschuh am anderen Fuß. Gutmütig ist der alte Mann, gibt ab von seinem Brot und Speck. Und da rast plötzlich der Hund hin zu den Apfelbäumen, und der Wächter Ahej hinterdrein, mit dem Gewehr …

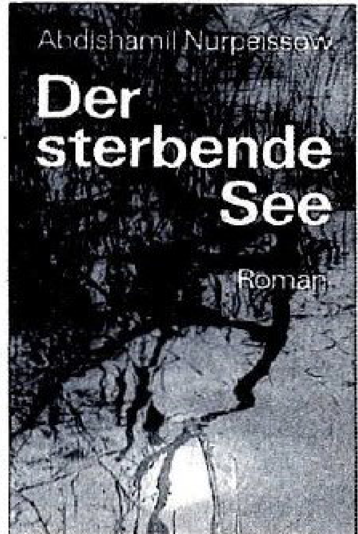
Eine von acht Geschichten. Eine andere erzählt von Edsik, einem schon Erwachsenen aus dem Dorf, der seit einem Vierteljahr in der Stadt ist, auf der Fachschule. Ach, dieses Heimweh, wie zieht es ihn zur Mutter! Drei Rubel hat er, die müssen reichen für ein Abendessen, ein Mitbringsel und die Fahrkarte. Ein schönes, rostfreies Messer kauft er der Mutter, für 56 Kopeken, preiswert. Dennoch langt das Geld nicht, um eine Fahrkarte für die ganze Strecke zu kaufen. Natürlich kommt der Kontrolleur im Zug auch zu ihm …

Ein ganz anderer Kerl ist Miron, ein Mann in reifen Jahren. Lange war er weg aus seinem Dorf. Nun kehrt er zurück zum erwachsenen Sohn, zu Schwiegertochter und Enkel, die ihn lieb aufnehmen. Seine Frau liegt unter der Erde. Aber Alena lebt, die Geliebte von einst und für immer. Und alle im Dorf sehen die Spuren im Schnee, die zu Alenas kleinem Hof führen. Nach Hause, zurück ins belorussische Dorf, in die vertraute Heimat, das wollen sie alle, die Menschen, von denen Anatol Kudrawez in seinen warmherzigen, berührenden Geschichten erzählt. Seine Liebe zu den einfachen Leuten und ihrem mühevollen Leben macht seine Erzählungen wertvoll und schön. „Die verräterische Spur" heißt die kleine Sammlung, die in der Reihe Edition Neue Texte des Aufbau Verlages erschien.

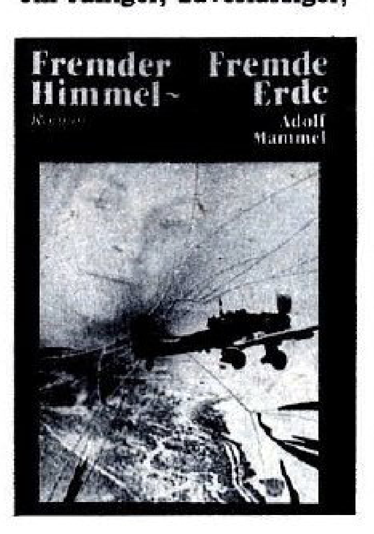
Ein Blick in Meyers Kleines Lexikon, Stichwort Aralsee: „abflußloser See im mittelasiat. Teil der UdSSR; 66 458 km², bis 68 m tief, fischreich. In den A. münden Amu-Darja und Syr-Darja." Der „heilige Aral" aber droht zu sterben. Die beiden mächtigen Ströme, die ihn speisten und füllten, sind umgeleitet worden. Ihr Wasser soll eine gigantische volkswirtschaftliche Aufgabe erfüllen helfen, soll usbekisches Wüstenland in fruchtbringenden Ackerboden verwandeln. Dadurch aber trocknet der Aralsee aus, sein riesiger Spiegel sinkt zusehends. Jahrhundertelang lebten die Menschen rings um seine Ufer von ihm, dem Aral, erhielten durch ihn Arbeit und Nahrung. „Das hatten weder die jetzige Generation noch ihre Väter oder Großväter und Urgroßväter erlebt, die sich doch ihr Lebtag vom Meer ernährt hatten. Zu allen Zeiten stellte man abends die Netze auf, und am nächsten Tag reichte es wenigstens für eine Fischsuppe. Aber jetzt auf einmal … – nicht der kleinste Fisch steckte in den Maschen." Dies schreibt Abdishamil Nurpeissow in seinem jüngst erschienenen Roman „Der sterbende See". Der kasachische Autor ist tief erfüllt von der Sorge um den Zustand der Natur, von der wir abhängig sind mit jedem Atemzug, mit jedem Schluck Wasser. Um die Rettung des Aral hat ein Kampf eingesetzt, der weitsichtiger Entscheidungen bedarf, soll der herrliche See wieder lebendig, machtvoll und fischreich sein wie einst. Nurpeissow gestaltet das große Thema am Schicksal dreier Menschen, eines Fischers, eines Wissenschaftlers und einer jungen Frau, die zwischen den Männern steht. Die Herausgabe dieses lesenswerten Buches besorgte der Aufbau Verlag.

Eine hübsche junge Frau ist Bettina Schäfer, die tüchtige Leiterin einer Lebensmittelverkaufsstelle. Achtundzwanzig ist sie. Und Witwe. Ihr Mann kam bei einem Unfall

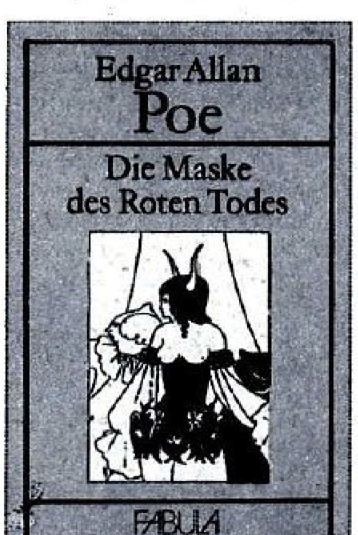




ums Leben, während seines Reservistenwehrdienstes. Anfangs ging Bettina umher wie eine Taubstumme. Der Schmerz war zu groß. Georg war tot; welchen Sinn sollte ihr Leben noch haben? Trauer, Verzweiflung, die Gänge zum Friedhof, die Arbeit, das war ihr geblieben. Und die Schwiegermutter, in deren Haus Bettina wohnt. Die Beziehung zwischen den beiden verlassenen Frauen ist gespannt. Und sie wird unerträglich, als Bettina Stefan Wiebach kennenlernt, einen Feldwebel aus jenem Regiment, in dem Georg diente. „Vielleicht hat er Georg totgefahren, und du schläfst mit ihm!" schleudert ihr die Schwiegermutter entgegen, verbittert darüber, daß Bettina sich nicht lebenslanger Einsamkeit und zur Schau gestellter Trauer hingibt. Nein, Bettina lernt wieder laufen, spürt wieder Boden unter den Füßen, entdeckt, daß sie noch oder wieder eine Frau ist. Stefan ist etwas jünger als sie, ist gelernter Traktorenschlosser, kommt vom Dorf. Er ist ein ruhiger, zuverlässiger, optimistischer Mann, ein sauberer, gerader Mensch, dem man sich anvertrauen mag. Er will nicht Ersatz sein für Georg, sondern Bettinas Partner für alles, was das Leben bereithält und abverlangt. Nach langer Selbstbefragung entscheidet sich Bettina für ihn, wird mit Stefan leben und Georg im Herzen behalten. In diesem Buch – es heißt „Die stachligen Früchte der Kastanie" – tritt unsere Armee nur mittelbar in Erscheinung. Sie wird durch die Figur des Stefan gut vertreten. Seine Geradlinigkeit und Anständigkeit, seine Tatkraft und Zuversicht stehen dafür. Autor Hartmut Brücher erzählt diese Geschichte sensibel und lebensnah. Dieses neue Buch aus dem Militärverlag der DDR empfehle ich Euch gern.



Georg heißt auch ein Junge, der zusammen mit seiner Familie „in die deutsche Volksgenossenschaft, heim ins Reich" geholt wird. Er ist ein Schwabe aus Bessarabien. Und nach ein paar Tagen schon ist er Hitler-Junge, aufgenommen in die Segelflieger-HJ; Fliegen ist sein Traum. Er wohnt nun auf einem fremden Hof, in dessen Herd noch Feuer brannte, als sie ankamen. Die einstigen Besitzer wurden kurzerhand weggejagt. Eines Tages sagt ihm ein polnisches Mädchen, daß dies der Hof ihrer Eltern sei. Georg verliebt sich in Bogna. Eine hoffnungslose Liebe im Kriegsjahr 1940. Georg meldet sich zu den Jagdfliegern, wird an einer Fliegerschule ausgebildet und sofort eingesetzt, über Belgien, Nordfrankreich, Holland, über der Nordsee. Im ersten Urlaub sieht er Bogna wieder. Die beiden lieben sich und können doch nicht zueinander, getrennt durch Krieg, Faschismus, Rassenhaß, der einem deutschen Offizier den Umgang mit einem „Pollakenweib" verbietet. Zufällig erfährt Georg später, daß Bogna Partisanin ist. Die Liebenden sind jetzt eigentlich Feinde. Und Bogna wird Zeugin einer furchtbaren Tragödie. Eine bittere Geschichte hat Adolf Mammel geschrieben. Auf sehr persönliche Weise setzt er sich mit der Grausamkeit von Faschismus und Krieg auseinander. „Fremder Himmel – Fremde Erde" heißt sein Buch, das im Verlag der Nation erschien.



Schauerlich, sonderbar, düster, gruslig, solche Attribute werden den weltweit verbreiteten short stories von Edgar Allan Poe beigegeben. Der amerikanische Autor (1809–1849) gilt als einer der Begründer der Kriminalgeschichte; mit der Figur des Mister Dupin schuf er den ersten Privatdetektiv der Welt. Man nannte Poe den „Mann, der niemals lächelte". Vor allem aber war er ein brillanter Literat und scharfer Denker. Dieses Vermögen verlieh seinen Erzählungen weltliterarische Geltung. Aus seinen repräsentativsten wählte man im Buchverlag Der Morgen sechs Stücke aus und schmückte sie mit Illustrationen von Aubrey Beardsley, einem führenden Vertreter des Jugendstils. Das Buch „Die Maske des Roten Todes" bietet also nicht nur schauerlich-schöne Lektüre, sondern auch Genuß fürs Auge.

Wir wollen allesamt das wirklich Wichtige im Auge behalten, im Alltagskrimskrams auch mal ein Auge zudrücken, ansonsten aber die Augen offenhalten für alle Herrlichkeiten – der Frühling kommt!

Tschüß

Eure Bibliotheks-Karin

Text: Karin Matthées

postsack

Tüchtige Weimarer

In unserem VEB Spezialmontagen Weimar besitzen wir langjährige Erfahrungen bei der Betreuung der Kollegen während ihres Wehrdienstes, u. a. werden die Längerdienenden mit einem Geschenk verabschiedet. Mit ihnen schließt der Betrieb auch Förderungsverträge ab; die Soldaten im Grundwehrdienst erhalten entsprechende Patenschaftsverträge. Alle Genossen bekommen zu Weihnachten eine finanzielle Zuwendung. Diejenigen, die mit einem Schreiben des Kommandeurs an den Betrieb belobigt wurden, erhalten eine Prämie bis zu 200 Mark. Nach einer ehrenvollen Entlassung empfängt jeder Kollege ein zinsloses Überbrückungsgeld von 1000 Mark, welches er nach dreijähriger Betriebszugehörigkeit nicht mehr zurückzahlen braucht. So entwickelte sich eine feste Betriebstreue; mehr als 90 % der Entlassenen kehrten bisher zurück.
Feldwebel d. R.
Langholz, Weimar

Berater

Herzlichen Dank der AR für ihre Mühe, ich habe den ersten Briefpartner gefunden. Unteroffizier Noack heißt er und dient im Panzerregiment „Friedrich Wolf". Er berichtet mir viele und interessante Sachen über seinen Dienst, so daß sich durch ihn mein Entschluß, 25 Jahre bei der NVA zu dienen, festigte. Nichts wird mich davon mehr abbringen können.
Mario Arnecke, Meseberg

Sehnsucht

Ich war Funker auf dem ehemaligen Küstenschutzschiff 124 „Friedrich Engels". Lang ist's her, aber immer wenn ich Ihre Zeitschrift lese, kommen mannigfaltige Erinnerungen an die damalige dreijährige Dienstzeit auf, in der ich viele und auch tapfere Matrosen kennenlernte und so manche humorvolle Episode erlebte. Die Sehnsucht zur See habe ich nicht an den Nagel gehängt. Nun wird mein Sohn in Rostock Vaters Seemannsleben weiterführen.
Tilo Onysko, Falkenstein

An die von der K

Ich möchte viel über den Beruf und die Ausbildung als Kriminalist wissen, denn das möchte ich mal werden. Wer schreibt mir?
Diana Naumann, Bahnhofstr. 20d, Ostramondra, 5231



Vater-Sohn-Regiment

Von 1957 bis 1960 diente ich in dem Nachrichtenregiment, welches jetzt den Namen „Harro Schulze-Boysen" trägt. Ich grüße alle, die mit mir damals zusammen waren. Vor drei Jahren wurde mein jüngster Sohn in dasselbe Regiment einberufen. Zur Vereidigung fuhr ich zum Standort und konnte noch einige „alte Hasen" begrüßen.
H.-J. Arhold, Frankfurt (Oder)

Zum Beispiel 18000 Schulhefte

Das Geld dafür überwiesen FDJ-Mitglieder der Fachrichtung Panzer im Ausbildungszentrum „Paul Fröhlich" auf das Solidaritätskonto. Gesammelt hatten wir es auf einer Soli-Disko, zu der viele Armeeangehörige Sachen mitbrachten, die versteigert wurden. Auch unsere Patenbetriebe, die zur Disko weibliche Lehrlinge entsandten, unterstützten uns mit Artikeln aus ihrer Produktion. Herzlichen Dank allen, die zum Gelingen beitrugen.
Leutnant Kral

Gesucht

... wird Feldwebel Gunnar Krenzlin. Bitte melden bei Jana Heise, PF 15/15, Groß Schönebeck, 1294

... und Fähnrich Frank Schnabel. Post erwartet Manuela Apelt, Humboldtstr. 2, Zittau, 8800

Eindrucksvoller Ausflug

Nachdem wir uns in der FDJ-Organisation mit dem Leben Ernst Thälmanns tiefer vertraut gemacht hatten, führte uns eine Exkursion nach Buchenwald. An der Hinrichtungsstätte des Arbeiterführers legten wir einen Kranz nieder (Foto); ein Augenblick, der uns lange im Gedächtnis haften bleiben wird. Nach der Besichtigung dieses Ortes der faschistischen Verbrechen waren wir uns einig, daß wir unsere Kraft einsetzen werden, damit nie wieder ein Krieg ausbrechen kann. Den Frieden zu erhalten, dazu tragen wir bei, indem wir um den Titel „Bester Zug" kämpfen. Wir möchten die Gelegenheit nutzen, um mitzuteilen, daß wir mit dem Urteil eines BRD-Gerichtes über den Thälmann-Mörder Otto nicht einverstanden sind. Er gehört hinter Schloß und Riegel.
Offiziersschüler der Einheit Reinhardt, OHS „Ernst Thälmann"



Respekt

Ich bin Berufssoldat und weiß, was da verlangt wird. Für weibliche Armeeangehörige ist es da bestimmt schwerer als für unsereins, deshalb meine Hochachtung vor solchen Frauen. Mit einer möchte ich in einen „Erfahrungsaustausch" treten.
Feldwebel Nils Kimm, M.-Gorki-Str. 36, Rostock 21, 2520

Effektensammler

... sucht folgende Schulterklappen: Offiziersschüler Grenztruppen, Luftverteidigung, Zivilverteidigung, Fähnriche der Luftverteidigung sowie Metallsymbole „F" für Fähnrichschüler.
Burkhard Meyer, Am Walde 24, Erkner, 1250

Ziel: Leutnant mit Diplom

Sicher ist es nicht alltäglich, wenn ein Mädel auf



die Frage nach seinem Berufswunsch antwortet: „Ich möchte Offizier beim Fliegeringenieurdienst werden." Und selbstbewußt ergänzt Kathrin Schürer (Foto): „Ich möchte das versuchen, was Jungen bereits können. Warum sollte ich es nicht auch schaffen?" Kathrin besucht die 12. Klasse der EOS „Wilhelm von Humboldt" in Nordhausen. Nicht alle Mädchen ihrer Klasse haben für diese Berufslaufbahn Verständnis. Die Jungen sind da anderer Meinung. Zunächst erstaunt, finden sie es jetzt toll, daß sich Kathrin beim Militär beweisen möchte.
Feldwebel d. R. Wilfried Roßmell, Nordhausen

Ruf aus Ronneburg

Wir suchen ehemalige Schüler unserer Schule, die ihren Beruf in der NVA ausüben. Wir wollen ihre Entwicklung kennenlernen und hoffen, einige auch mal als Gesprächspartner begrüßen zu können.
Marcel Hagenau, Vorsitzender des Freundschaftsrates der Joliot-Curie-Oberschule, Goethestr. 28, Ronneburg, 6506

Für eine Ausstellung

... suche ich Abzeichen und Auszeichnungen der GST sowie Klassifizierungsspangen und Dienstgradabzeichen der NVA und der Grenztruppen.
Walfried Schubert, Str. d. frohen Zukunft 15A, Weida, 6518

Meine 1½ Jahre

... habe ich in der Offiziershochschule „Ernst Thälmann" verbracht. Diese Zeit hat mir wirklich etwas für mein weiteres Leben gegeben. Deshalb würde ich mich sehr freuen, wenn mir ein Offiziers- oder Fähnrichschüler oder Berufsunteroffizier schriebe.
Frank Fischer, Liscowstr. 22, Wurzen, 7250

Künftige Berufssoldaten

... möchten sich informieren und wünschen deshalb Briefpartner aus bestimmten Dienstlaufbahnen: Katlen Kluck, Friedenstr. 11, Altentreptow, 2020 (Berufsunteroffizier weibl., Luftstreitkräfte). Simone Courtois, Rumburger Str. 89, Seifhennersdorf, 8812 (Polit- und Nachrichtenoffizier Landstreitkräfte). Marko Perschon, Dorfstr. 26a, Wasewitz, 7251 (Fähnrich der Grenztruppen). Jana Korsinek, 1bc/PP, Birkenweg 4, Jürgenstorf, 2041 (weibl. Polit-Berufsoffizier).

gefragte fragen

Urlaub – ja oder nein?

An dem einen Tag Erholungsurlaub, den ich zu Hause verbrachte, erlitt ich einen Unfall und wurde wochenlang stationär behandelt. Der Krankenschein ist ab dem Unfalltag ausgeschrieben. Bekomme ich diesen einen Tag Urlaub zurück? Mein Hauptfeldwebel sagte mir, das wäre im Zivilleben so, bei der Armee wäre das anders.
Soldat Tilo Weber

Die NVA springt hier nicht aus der Reihe, sondern hat in der Ziffer 45 der Urlaubsvorschrift klar festgelegt: „Bei ärztlich bescheinigter Krankheit während des Urlaubs sind die durch Krankheit ausfallenden Tage nicht auf den Erholungsurlaub anzurechnen."

100 Prozent?

Gehören die Kämpfer in den Kampfgruppen der Arbeiterklasse allesamt der SED an?
Gefreiter
Helmar Ackenburger

Nein, nur über zwei Drittel. Die übrigen sind Mitglied anderer Parteien oder parteilos.

Habe ich ein Anrecht?

Nach Beendigung des Armeedienstes möchte ich bei der Volkspolizei tätig werden. Mir wurde mitgeteilt, daß ich bei solch einem Wechsel keine Übergangsgebührnisse bei der Entlassung erhalte.
Stabsfähnrich
Karl-Heinz Schrank

Auch in diesem Falle ist Ihnen das Geld auszuzahlen.

Wohnungswechsel

Ich zog in eine andere Straße. Muß ich mich da beim Wehrkreiskommando ummelden?
Gefreiter d. R.
Claus-Uwe Barth, Halle

Das ist nicht erforderlich.

Wie stark?

Teilen Sie mir doch bitte die Stärke der sowjetischen Seestreitkräfte mit.
Oberfeldwebel Heiner Schantz

Sie verfügen über 1380 Kriegsschiffe, darunter 4 Hubschrauberträger, 376 Unterseeboote, 96 Kreuzer, Zerstörer und Raketenfregatten, 174 Fregatten und U-Boot-Abwehrschiffe, 613 Minensuch- und -räumboote, 107 Landungsschiffe. Dazu gehören 1142 Kampfflugzeuge und Hubschrauber sowie 12600 Mann Marineinfanterie.

Neue Laufbahn

Ist es möglich, vom Offizier auf Zeit zum Berufsoffizier zu wechseln?
Alex Steffen, Ballenstedt

Ja, sofern man eine abgeschlossene Hochschulausbildung vorweisen kann, für das neue Dienstverhältnis geeignet und Bedarf bei den betreffenden Waffengattungen, Spezialtruppen und Diensten vorhanden ist.

Hilfe für Kinder

In einigen Monaten werde ich Vater. Da interessiert es mich, wie hoch das künftige Kindergeld sein wird.
Gefreiter Sven Dagmann

Für das erste Kind gibt es 50, für das zweite 100 und für das dritte und jedes weitere Kind 150 Mark monatlich.

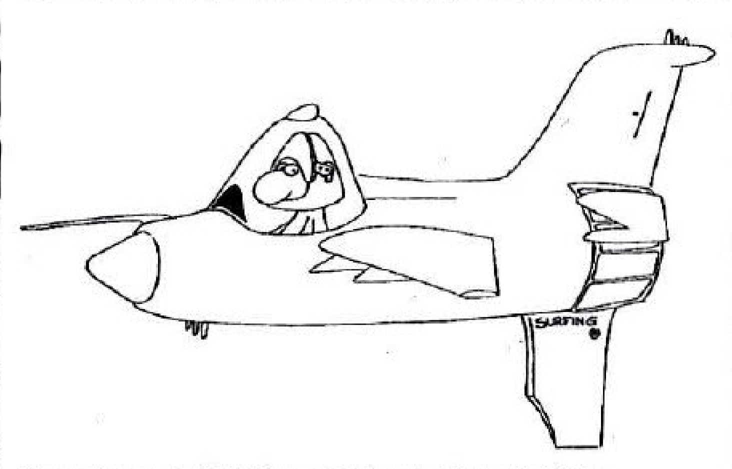


Wie lange?

Ich leiste zur Zeit meinen Reservistenwehrdienst. Wie lange darf ich ausgehen?
Stabsgefreiter J. Nuß

Wenn es die dienstlichen Umstände erlauben, täglich nach Dienst bis zum Dienst.

Danach solltet Ihr aber an uns schreiben:
Redaktion „Armeerundschau", PFN 46 130, Berlin, 1055



Unser Leser Ralf Möbius zeichnete diese Karikatur

hallo, ar-leute!

Auf den Geschmack gekommen

Auf die AR bin ich durch meinen Schwager gekommen. Von ihm erfuhr ich schon eine Menge über den Armeealltag. Er hat sich für 25 Jahre zur Volksarmee verpflichtet. Eine gute und verantwortungsbewußte Entscheidung, wie ich finde. Denn es ist eine gute Sache, für den Frieden einzustehen, damit er uns erhalten bleibe.
Ines Leypold, Halle-Neustadt

Mehr GST

Besonders verfolge ich die Artikel über unsere Wehrorganisation. Es könnte mehr sein, da wir viele interessante Wehrsportarten für gediente und ungediente Reservisten haben. Von vielen wurde dies noch nicht erkannt, aber Anregungen braucht man immer.
Unterleutnant d. R.
Horst Müller, Leipzig

Durch Eure Zeitschrift

... lernt man die Soldaten richtig achten.
Katrin Hertlin, Schwerin

Die Ausnahme

In Sachen Auslandsreisen während der Dienstzeit haben Sie in der AR 11/88, Seite 5, geschrieben, daß dies Genossen im Dienstverhältnis auf Zeit und militärischen Berufskadern gestattet werden kann. Nun habe ich aber während meines 18monatigen Wehrdienstes im Ausbildungszentrum „Rudolf Egelhofer" durch den Kommandeur eine ČSSR-Reise genehmigt bekommen. Es geht also auch bei diesen Soldaten.
Gefreiter d. R. Albrecht Uhlf, Wittgendorf
In Ausnahmefällen ja.

Verständlicher

Etliche Erscheinungen im Alltag lassen sich nach dem Studium Eurer Beiträge besser verstehen. So finde ich zum Beispiel den Bericht im Heft 10/88 über die Skinheads zwar etwas überfällig, aber dafür von der Qualität umso besser. Bleibt nur zu wünschen, daß er viele andere auch zum Nachdenken anregt.
Ronald Hendrich, Nordhausen

Veräppelt?

AR 11/88, Seiten 36/37: So bombastisch angekündigt, dachte ich, hier fängt eine große Reportage an. Es blieb eine Illusion, denn schon auf der nächsten Seite folgte eine völlig andere Geschichte. Das Ganze entpuppte sich demnach als eine lapidare Vorstellung von vier Fotos. Eine Gestaltung sollte aber die Leser nicht veräppeln!
Oberfeldwebel
Hartmut Wiedejahr

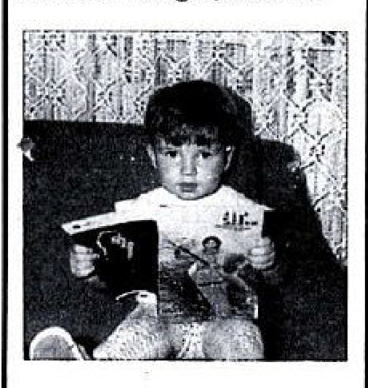
Imponierte

Euer Beitrag im Novemberheft über den bundesdeutschen Spitzeldienst hat mich sehr beeindruckt. Vielen Dank an Reinhard Gelbhaar, der diesen sehr guten Text geschrieben hat.
Unteroffizier Jens Jäger

Was man sich gegenüber DDR-Bürgern erlaubt, ist schockierend. Wenn wir gleiches machen würden, dann würde die Bundesrepublik Zeter und Mordio schreien!
Hubert Gerasch, Benitz

Auf dem Foto

... der vielleicht jüngste „Leser" der AR, mein zweijähriger Enkel Daniel. Mögen unsere gemeinsamen Anstrengungen dazu beitragen, ihm und auch allen Kindern eine friedliche und fröhliche Jugend zu sichern.
Manfred Sänger, Saalfeld



Überflutet

Im Novemberheft stand mein Sammlerwunsch nach Schulterstücken. Ich wurde von einer regelrechten Postflut überrollt, so daß es mir schwerfällt, mich bei allen zu bedanken. So auch bei den mir leider unbekannten Soldaten aus Dresden – sie schrieben nur „Die 4/6" als Absender –, die prompt reagierten und mir einen Riesenbrief voller Schulterstücke schickten.
Katrin Kühn, Löbejün

Respekt

Eure Zeitschrift ist sehr aufschlußreich; etliche Beiträge regen zum Nachdenken an. Meine große Hochachtung gilt all jenen, die bereit sind, unsere Heimat zu schützen. Der Dienst ist nicht immer einfach, manchmal verlangt er den Soldaten alles ab, deshalb brauchen sie auch Verständnis. Ich bin 28 Jahre und möchte mit einem Berufssoldaten in Briefwechsel treten.
Elke Loitsch, Calauer Str. 23, Cottbus, 7500

Aufmunternde Worte?

Zur Rubrik „Gruß und Kuß". Uns gefällt absolut nicht, daß einige Frauen so etwas wie „Kopf hoch" oder „Das Leben geht weiter" oder ähnliches schreiben. Klar, die Trennung fällt sicherlich nicht leicht, aber ob solche Zeilen das Ganze leichter machen? Solche Äußerungen hören sich gegenüber dem verantwortungsvollen Dienst der Armeeangehörigen abwertend an. Wir sind stolz auf alle Dienenden. Das Problem wäre eine Diskussion wert.
Anja Lange und Sybille Wickmann, Magdeburg
Also: Wie sehen das andere Leser?

Die Frauen übersehen

Gespannt erwartete ich den Beitrag „Erfolg auch ohne Watschi"

postsack

Redaktion: Horst Spickereit
Fotos: Bach, Sänger, Archiv
Vignetten: Achim Purwin

(Heft 11/88), denn ich bin Wehrsportlerin und war in Schwerin dabei. Den Artikel hatte ich mir etwas anders vorgestellt. Schade, daß nicht erwähnt wurde, daß diese DDR-Meisterschaft eine Premiere erlebte: Erstmals starteten nämlich Frauen! Leider wurden sie nur ganz flüchtig in einer Bildunterschrift erwähnt! Keine Bemerkung auch über die eigentlichen Sieger. Die Bezirksdelegation Berlin z. B. hat eine gute Erfolgsserie aufzuweisen: DDR-Studentenmei-



ster 1988; für die Konkurrenz blieb kein Titel übrig. Und in Schwerin war die erste DDR-Meisterin eine echte Berlinerin; außerdem gingen beide Mannschaftstitel und das Schützenduell ebenfalls an die Berlinerinnen. Auch unsere Männer blieben nicht medaillenlos. Diese Erfolge verdanken wir unserem Trainer Detlef Baganz; ich kann mir keinen besseren wünschen.
Cathrin Baruk, Bulleritz

Von den Elbegrenzern entzückt

Der Beitrag „Grenzer in Blau" (AR 11/88) hat mich besonders begeistert. Ein Kumpel von mir ist auch bei diesen Genossen. Hat er mal Urlaub, gibt es immer 'ne Menge zu erzählen. Die Verantwortung ist doch ganz enorm. Wenn ich mir vorstelle, wie ruhig unsere Jungs bleiben müssen bei irgendwelchen Provokationen! Alle Achtung! Mir ist doch verdammt klargeworden, daß wir um jede Stunde Frieden kämpfen müssen.
Antje Rickens, Greifswald

alles, was RECHT ist

Wann gibt's Wohnungsgeld?

Ich besitze eine Zweiraumwohnung in meinem weitab gelegenen Heimatort. In meiner Dienststelle – in der ich untergebracht bin – verneint man meine Frage, ob ich mit Wohnungsgeld rechnen könne. Mir will es nicht in den Kopf, warum ich als lediger Wohnungsbesitzer kein Anrecht auf eine derartige Unterstützung habe.
Leutnant Frost

Das Wohnungsgeld für Armeeangehörige in einem Dienstverhältnis auf Zeit oder in militärischen Berufen – egal, ob ledig oder verheiratet – steht in keiner Beziehung zu einer privaten Miet- oder Eigentumswohnung, wohl aber zur Truppenunterkunft. Darunter fallen alle den Genossen kostenlos zur Verfügung gestellten entsprechenden Räume in den Kasernen und Wohnheimen. Werden diese Unterkünfte nicht beansprucht – d. h., wohnen die Betreffenden ständig daheim in ihren eigenen Wohnungen –, erhalten sie laut Besoldungsordnung vom 12. 10. 1982 ein Wohnungsgeld. Es wird nach Dienstgradgruppen gestaffelt.

gruß und kuß

... in vielfacher Ausfertigung gehen von Unterfeldwebel Bernd Andrä an Feldwebel Elke Urbanek in Potsdam; von Ines Mandrella an ihren Liebling Soldat René Keßler; von Kathleen an den Gefreiten Thomas in Perleberg; von Norman und Mirella Dubio an ihren Schatz Gefreiter Tilo Jeschke. Ganz lieb haben Jeanette und der kleine Spatz André ihren Soldaten Mario Krauß. „Wir werden unser Leben schon meistern!" ruft Annette ihrem Mann Mike Melzer zu. Die Köthener wünschen Andreas Kalks nachträglich zum 24. viel Erfolg bei der Erfüllung seiner Pflichten und viel Glück mit seiner Familie. Ebenfalls liebe Geburtstagsgrüße empfängt Soldat Peter-René Bernd von seiner Verlobten Katrin. Immer für ihn da zu sein,



verspricht Carmen Schulz ihrem Schatz, dem Unteroffizier Kay Just. An Soldaten Heiko Ulbricht, der seinen Dienst an der Staatsgrenze versieht, denken oft Schwester Heidi und Neffe Andy. Jens Merten, ebenfalls ein Grenzer, wird von seiner Maus Beatrix Bautz gegrüßt, die sich schon mächtig auf den großen Urlaub mit ihm freut.

Die MiG-31



... ist insbesondere zum Einsatz gegen Marschflugkörper bestimmt; aus einer Höhe von 6000 m kann sie ein nur 60 m hoch fliegendes Ziel auf eine Entfernung von 20 Kilometer bekämpfen. Mehr über diesen MiG-Typ und seine Vorgänger im Aprilheft. AR-Reporter waren mit einer Instandsetzungskompanie der Landstreitkräfte unterwegs, schildern Erlebnisse mit einem altgedienten Bootsmann und stellen Jana vor, eine Mechanikerin unserer Luftstreitkräfte. In der Reihe MILITARIA: Der Schillsche Zug. Wir berichten über rumänische Offiziersschüler und die Fechtmannschaft des ASK Vorwärts Potsdam. Mit weiteren Zuschriften setzen wir die Leserdiskussion „... nichts ist mehr feierlich?" fort. Es gibt den AR-Ratgeber „Berufsoffiziere", ein Starfoto von Miriam Makeba und ein neues Mini-Magazin

in der nächsten




„Kommt Ihr vor den Feind, so wird derselbe geschlagen
nicht gemacht! Wer Euch in die Hände
Hunnen unter ihrem König Etzel
Ueberlieferung und Märchen
Deutscher in
Die Polizeibehörde
Abteilung IV (Politische
Akte
Karl May als
„Old Shatterhand"
mit der „Silberbüchse"
Komplott gegen
Old Shatterhand



Ein Tatsachenbericht von Dr. Christian Heermann

Es ist der 9. November 1907. Ein Sonnabend. Die Sonne wird an diesem trüben Herbsttag die Wolken nicht durchbrechen, nirgendwo in der Lößnitz oder im Elbtal. Und erst recht nicht für Karl May.

Am frühen Morgen begehren sechs Personen Einlaß in seine Villa „Shatterhand". Der Untersuchungsrichter Larras, Staatsanwalt Seyfert und vier „Criminalgendarmen" sind zeitig von Dresden nach Radebeul aufgebrochen, denn sie haben sich viel vorgenommen. Sie zeigen ein abgestempeltes Dokument vor; einen Hausdurchsuchungsbefehl. Umgehend wird er erfüllt. Die sechs durchwühlen Schreibtisch, Bücherregale, Kleiderschränke, die Speisekammer, Keller- und Bodenräume und stochern selbst in der Asche herum. Briefe, Manuskripte, Verträge, Notizzettel häufen sich zu einem Stapel. Die Gendarmen schleppen das Material davon ...

Anlaß der Aktion ist eine Anzeige gegen den Schriftstel-

ler wegen angeblichen Meineides. Die Hausdurchsuchung soll dafür „Beweise" erbringen. Aber weder das Wühlen in der Villa noch die beschlagnahmten Unterlagen liefern den geringsten Anhaltspunkt. Weil es keinen gibt. So wird das Verfahren dann auch wieder eingestellt. Die Arrangeure jedoch – Ausführende wie die Männer im Hintergrund – sind ihrem Ziel ein Stück näher gekommen: Karl May erleidet einen Nervenzusammenbruch, von dem er sich nur langsam erholt; ein weiterer Schlag zu seiner Vernichtung ist gelungen. In einer Eingabe an Larras schreibt May, daß er die Hausdurchsuchung und anderes als Komplott durchschaue.

Weshalb wurde gegen Karl May ein Komplott organisiert? Was geschah im einzelnen? Und wer hatte daran ein Interesse? Um Antwort zu finden, müssen wir auf Vorangegangenes blicken.

„Entsetzliches" von May

Der 1842 geborene Schriftsteller war im ärmlichen Milieu einer Ernstthaler Heimweberfamilie aufgewachsen. Nach erhungerter Lehrerausbildung geriet er durch eine Bagatelle mit dem Gesetz in Konflikt: Weil er eine geliehene Taschenuhr nicht rechtzeitig zurückgegeben hatte, wurde er wegen „widerrechtlicher Benutzung fremder Sachen" zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt und mit lebenslangem Berufsverbot als Lehrer belegt. Sein Verlangen nach Rache an der grausam harten Justiz und einer ungerechten Gesellschaftsordnung sowie der Drang einer enormen Phantasie führten zu weiteren Fehltritten. Es waren durchweg Hochstapeleien, bei denen die materielle Seite eine nur untergeordnete Rolle spielte. May mußte dafür zwei schwere Strafen verbüßen, darunter vier Jahre Zuchthaus.

Ab 1874 kann May schriftstellerisch arbeiten und seine Phantasie in vollem Maße zu Papier bringen; und er schafft im Laufe der Jahre ein gigantisches Werk, gestaltet eine märchenhafte Traumwelt, in der er all das findet, was ihm das reale Leben versagt. In den Figuren des Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi meistert er jede Schwierigkeit und läßt stets das Gute über das Böse siegen. In seinen Werken bekennt er sich oft zu Frieden und Humanismus, gegen Rassismus und Kolonialismus. Eine Seite seines Schaffens, die nach den Ereignissen in China von 1900/01 absolut dominiert. Dort hatten deutsche und die Truppen anderer imperialistischer Staaten einen Volksaufstand der Thotwan, der ihnen die Konzessionen für Bodenschätze und Privilegien im Waren- und Kapitalexport zu gefährden schien, rasch niedergeworfen und danach monatelang die Bevölkerung grausam terrorisiert.

Wellen von Nationalismus und Rassendünkel überfluteten nun das deutsche Kaiserreich. Ein dicker Sammelband mit dem Titel „China – Ein Denkmal den Streitern und der Weltpolitik" soll die „Ruhmestaten deutscher Kriegskunst" verherrlichen und die im sogenannten Boxer-Aufstand verübten Massaker ins Gewand „gewaltiger Siege" hüllen. Dem gleichen Anliegen sollen die dem Band beigegebenen „unterhaltsamen Erzählungen" dienen. Karl May wird um eine passende Geschichte gebeten, sagt zu und liefert dann das Manuskript in kleinen Raten, sodaß seine von humanistischen Positionen geprägte Absicht am Anfang nicht deutlich zu erkennen ist. Mit dieser Taktik bringt er im chauvinistischen China-Band die Erzählung „Et in terra pax" (Und Friede auf Erden) unter. Den Tiraden von Völkerhaß und Rassenhetze setzt er Gedanken des Friedens, des Antikolonialismus und nationaler Gleichberechtigung entgegen. Herausgeber und Verlag reagieren mit einem „Schrei des Entsetzens", können aber nichts mehr verändern oder verhindern.

Durch diese mutige Tat im Jahr 1901 zieht May den Haß der Deutschen Kolonialgesellschaft und anderer reaktionärer Kreise auf sich, zumal er keine seiner Figuren die kaiserlichen Kolonien betreten läßt und sich am Schreiben damals groß in Mode gekommener „Kolonialromane" nicht beteiligt. 1904 erscheint seine Erzählung in erweiterter Form als Buch. Darin wird der Verfasser noch deutlicher, indem er sich über die Verantwortlichen der „Strafexpedition" in China äußert: „Solche Sünder gegen die Völker- und Menschenrechte gehören eigentlich unter Gewahrsam, weil sie gemeingefährlich sind."

Mit dem Wörtchen „eigentlich" schränkt er seine Forderung ein. Denn natürlich ist nicht daran zu denken, einen der gemeingefährlichen Kriegstreiber jener Zeit – beispielsweise Wilhelm II. als lautstarken Wortführer der aggressivsten Kreise des Imperialismus – hinter Gitter zu bringen. Aber solche und weitere Worte kommen nun nicht von irgendwem, sondern von einem der wohl meistgelesenen Schriftsteller jener Zeit, der somit Einfluß auf breite Kreise hat und eine Macht darstellt. Deshalb wird gegen ihn das Komplott inszeniert. Auslösendes Moment ist der zunächst private Racheakt eines Journalisten.

Das Kesseltreiben beginnt

Der Mann heißt Rudolf Lebius und ist Anfang 1904 aus der Sozialdemokratischen Partei ausgetreten. In Dresden gründet der Renegat eine eigene Zeitung, die „Sachsenstimme", mit der er sich auf die Partei August Bebels einzuschießen beginnt. Weil ihm vorerst das nötige Geld fehlt, besucht er Karl May, bittet um ein zugkräftiges Interview für sein noch müdes Blatt und dann um ein Darlehen. Besonderen Erfolg verspricht er sich durch üble Verunglimpfung seiner einstigen sozialdemokratischen Genossen.

„Er wurde geradezu ordinär in seiner Ausdrucksweise, wenn er von denen sprach, denen er seine Existenz zu verdanken hatte. Das stieß ab", notiert May in seinen Erinnerungen. Er weist deshalb das Ansinnen des Bittstellers zurück. Als Lebius auch mit einer anonymen Erpresserkarte erfolglos bleibt und in Schulden zu ersticken droht, rächt er sich Weihnachten 1904 durch Plakataushänge – „Die Vorstrafen Karl Mays" – in Dresdener Buchhandlungen und Schmähartikel in der „Sachsenstimme". May zählt „42 boshafte oder infame Unwahrheiten" zusammen und erstattet Strafanzeige. Damit beginnt eine Lawine von Prozessen, von denen einige erst nach Mays Tod enden.

Lebius faßt bald festen Fuß im Lager der Reaktion, wodurch sich seine finanzielle Lage verbessert. Er arbeitet für die von den Unternehmern geschaffenen Gelben Werkvereine, die durch viele Streikbrecheraktionen berüchtigt werden. Und er schreibt für die Deutsche Kolonialgesellschaft, den Deutschen Flottenverein und den Reichsverband gegen die Sozialdemokratie. Um die politische Position jenes für den Kampf gegen May geradezu prädestinierten Mannes noch mehr zu verdeutlichen, sei dies vorweggenommen: Lebius ist zwischen 1918 und 1923 Vorsitzender einer kleinen faschistischen Partei, die sich im Machtgerangel mit der NSDAP aber nicht durchsetzen kann. Egon Erwin Kisch bezeichnete diesen Lebius später als Vorhitler und formulierte ebenso treffend dessen Motive: „Von den Kampagnen dieses Vorhitlers hatte nur eine einzige Publikumserfolg, und das war die, die er gegen den Jugendschriftsteller Karl May führte, weil ihm dieser zu religiös-christlich und zu wenig national schien, also ein Verderber der deutschen Jugend sei."

Daß Lebius im Auftrag von Hintermännern handelt, gesteht er bei einem der zahlreichen Prozesse ein. Als ihm der Richter einen Vergleich vorschlägt, ruft er unbedacht aus: „Meine Organisation verlangt, daß ich keine Vergleiche schließe." Nicht nachgeben – vernichten lautet die ihm übertragene Aufgabe. Bei seinen Aktionen gegen May steht Lebius der Anwalt Paul Bredereck zur Seite, ein Advokat, der 1920 nochmals Schlagzeilen macht: Als kurzzeitiger Minister und Pressechef gehört er zu den Hauptverantwortlichen des Kapp-Putsches.

Schon bald weiß sich Lebius an der Spitze einer beachtlich breiten Koalition reaktionärer Kräfte. Seine heimtückischen Machenschaften gegen May werden unter anderem von einigen Kreisen des konservativen politischen Klerikalismus unterstützt. Der Schriftsteller hatte jahrelang Erzählungen in katholischen Zeitschriften veröffentlicht und dazu parallel fünf größere Lieferungsromane unter Pseudonym oder eigenem Namen verfaßt. Viele Jahre danach findet der Chefredakteur einer anderen katholischen Zeitung, Hermann Cardauns, nun plötzlich heraus, daß es Romane „der ungeheuerlichsten Art" seien, gäbe es doch dort „tiefste Negligees", „üppige Formen" und sogar „durchsichtige Kleider". Ein Benediktinerpater Pöllmann beschimpft May – weil dieser Nachschlagewerke und andere Quellen benutzt hatte – als „literarischen Dieb". Auch mit solch vordergründigen Entrüstungen soll der mißliebig gewordene Karl May diffamiert werden. Worum es aber tatsächlich geht, offenbart der Kaplan Paul Rentschka auf der Kanzel der Dresdener katholischen Hofkirche in nahezu unglaublicher Weise, als er gegen den Roman „Und Friede auf Erden!" wettert: „Auf irgendwelche dogmatischen Wahrheiten kommt es May gar nicht an ..." Und besonders verwerflich sei, daß er zeigen wolle, „wie alle Nationen der Erde friedlich miteinander verkehren könnten", denn er habe in diese Gedanken „jedes Menschenherz, auch das jedes Heiden" einbezogen! Ähnliche Hetzattacken reitet Rentschka in der Zeitung „Germania" – einem Blatt, dessen Hauptaktionär etwas später Franz von Papen heißt, bald bekannt als Steigbügelhalter Adolf Hitlers und 1946 vom Nürnberger Tribunal als Hauptkriegsverbrecher angeklagt.

Hatz auf den „Räuberhauptmann"

Aus dieser ultrarechten, vorfaschistischen Ecke kläffen noch weitere Verfolger, zum Beispiel Ferdinand Avenarius. In seiner Zeitschrift „Der Kunstwart" agiert er für eine „bodenwüchsige Germanenkultur". Alles, was ihm nicht „völkisch und national" erscheint, greift er an. So ist für ihn Heinrich Heine „nirgendwo ein Schöpfer weittragender Gedanken", und das Werk Karl Mays schmäht


Et in terra pax.
Reise-Erzählung von Karl May.
Erstes Kapitel:
Am Thore des Orients.
Der greise Schriftsteller
kurz vor seinem Tod
Egon Erwin Kisch
Dr. Kurt Rosenfeld
Vorwärts
Berliner Volksblatt.
Zentralorgan der sozialdemokratisch
Bertha von Suttner

er als „eine Art von Volksgehirnerweichung".

Ein Freund des völkisch-nationalen Avenarius ist der deutsch-nationale Gefolgsmann Paul Schumann. Als Hauptredakteur für Kunst und Wissenschaft steuert er die Hetze im „Dresdener Anzeiger". Gegen Mays Bekenntnisse zum friedlichen Miteinander aller Völker schreibt er unter anderem: „Das sind Phantastereien, Gift für das Volk und die Volksgesundheit. Darum fort aus jedem deutschen Hause!"

Zu Schumanns Freundeskreis gehört der mit Avenarius verwandte Rechtsanwalt Paul Gerlach. Seine wichtigste Klientin ist Pauline Münchmeyer, die Witwe jenes Verlegers, der einst die fünf erwähnten Lieferungsromane herausgab. Dazu war eine Auflage von 20000 Exemplaren vereinbart worden. In maßloser Geldgier ließ der Verleger aber weiterdrucken, von einem Titel vermutlich sogar 500000 Exemplare. Um endlich die geforderte Abrechnung zu erhalten, ersucht May gerichtliche Hilfe. Doch durch immer neue Winkelzüge bringt der Anwalt den Schriftsteller um seine Rechte. Er dichtet ihm sogar einen Meineid an und löst damit die eingangs geschilderte Hausdurchsuchung aus. Seyfert und Larras, die vollziehenden Beamten sind alte Schulfreunde von Gerlach. Jener wird als Anwalt auch für Lebius tätig, der das Komplott koordiniert.

Die Beteiligten sind untereinander freundschaftlich verbunden oder zumindest politisch gleichgesinnt. Lebius hat zu ihnen direkten oder mittelbaren Kontakt. Sie tauschen Material gegen May und Informationen aus, und sie stimmen ihre Aussagen vor Gericht sowie die einzelnen Aktionen ab. Als beispielsweise Gerlachs Meineidsaffäre geplatzt ist, schlägt Lebius erneut und direkt zu: In einer Zeitung verfälscht er die relativ harmlosen Jugendverfehlungen Karl Mays zu schlimmen Gewaltverbrechen. May habe im Ergebirge eine Räuberbande angeführt, Marktfrauen überfallen und täglich Einbrüche verübt. Militär habe man aufbieten müssen, um die Gegend zu schützen. Mit solchen Verleumdungen und provozierten Prozessen riskiert Lebius nicht allzu viel, einmal nur wird er zu einer Geldstrafe von 100 Mark verurteilt. Die vermeintlichen Sensationen aber laufen durch die Gazetten. Schlagzeilen vom „Räuberhauptmann Karl May" prangen auf den Titelseiten vieler Zeitungen.

„Und Friede auf Erden!"

Ausgenommen davon sind der „Vorwärts" und andere Organe der Arbeiterpartei. Sie stellen sich schützend vor Karl May und sein Werk, sie entlarven die schändlichen Umtriebe des Lebius.

Als 1907 auch ein sozialdemokratischer Redakteur von dem prozeßwütigen Renegaten wegen „Beleidigung" verklagt wird, bitten die Genossen den Radebeuler Schriftsteller, im Prozeß als Zeuge auszusagen. Der Rechtsanwalt Dr. Kurt Rosenfeld, schon damals durch sein taktisches Geschick und später als Verteidiger von Rosa Luxemburg weithin bekannt, hat die Vertretung des Verklagten vor Gericht übernommen. Weil Lebius das Können dieses Juristen und Mays Zeugenaussage, noch mehr jedoch beider gemeinsames Auftreten fürchtet, zieht er die Klage zurück. Einen besonderen Verleumdungseffekt erhofft er sich fortan davon, immer wieder vom „Genossen Karl May" zu schreiben, obwohl der Schriftsteller nie Mitglied einer Partei gewesen ist. Das aber weckt das Interesse der Politischen Polizei, die unter der Nummer 17717 eine „Akte betreffend Schriftsteller Karl May" anlegt. Eigenartigerweise wird dieses Dossier bei der Überwachungsstelle in Hamburg geführt.

Beistand findet May auch durch Egon Erwin Kisch. In der deutschsprachigen „Bohemia" schreibt der damals noch junge Reporter warmherzige Verteidigungsartikel für das „Ideal seiner Kindheit". Bertha von Suttner stellt sich ebenfalls an Mays Seite. Die Friedensnobelpreisträgerin und ihr „Gesinnungsgenosse in Friedenssachen", wie ihn die kluge Frau bezeichnet, sind durch langjährige Korrespondenz verbunden. Der Bertha von Suttner nahestehende Wiener Akademische Verband für Literatur und Musik lädt Karl May für den 22. März 1912 zu einem Vortrag ein. Die Veranstaltung soll, wie man weitsichtig formuliert, zu einem moralischen Schutzwall gegen weitere Verfolgungen durch „die bürgerliche Gesellschaft" beitragen. Weit über 2000 Zuhörer feiern May mit langanhaltenden Ovationen, als seine Rede in den Worten gipfelt, daß er „nichts und nichts erstrebt als nur das große irdische Ziel: Und Friede auf Erden!"

Eine Woche darauf – am 30. März 1912 – stirbt Karl May. Die jahrelange Rufmordkampagne in der Presse und die vielen Prozesse hatten seine Gesundheit völlig zerrüttet. Der bürgerlich-demokratische Publizist Maximilian Harden schreibt zum tödlichen Finale der Verfolgungsjagd: „Ein Wind niedriger Gesinnung weht durch Deutschland." Und Erich Mühsam formuliert in seinem Nachruf: „Was alles seine Angreifer gegen May vorbringen, spricht für ihn."

Bild: Archiv Dr. Heermann, Fotomontagen: H. U. Kutzner

AR-Leserdiskussion

... nichts ist mehr feierlich?



Die Fotos auf diesen Seiten scheinen unsere Leserdiskussion in Frage zu stellen. Und in der Tat, sie tun es in gewisser Weise.

Aber blenden wir erst einmal zurück.

Im Februarheft war von (sehr unterschiedlichen Erlebnissen) zweier Freundinnen am Vereidigungstag ihrer Liebsten die Rede. Beide zeigten sich beeindruckt von dem militärischen Zeremoniell. Doch während bei Marion und ihrem Verlobten der große Tag rundherum voller Freude und Harmonie war, beklagte Dörte, daß sie und ihr Mann durch die öde Gegend irrten: Kalt war's, die Lokale knüppeldicke voll, kein Plätzchen zum Verweilen, die ganze Feierlichkeit vom Vormittag war dahin. Ihr Vorschlag: „Da könnten sich die Armee-Leute aber wirklich ein bißchen mehr einfallen lassen ..."

Das reizt. Zur Leserdiskussion und auch dazu, sich mal selber bei einer Vereidigung umzusehen. AR tat es. Und zwar in der Schiffsstammabteilung „Paul Blechschmidt", wo Obermatrosen in der Unteroffiziersausbildung stehen und zum Zeitpunkt unseres Besuches angetreten sind, um den Fahneneid zu leisten.

Als Christa und Heinz Kahlert sich auf den Weg nach Saßnitz machen, wo sie ein Zimmer gebucht haben, um am nächsten Morgen pünktlich bei ihrem „Großen" zu sein, und Kathleen Gißke in Schwerin eintrifft, um gut elf Stunden später gemeinsam mit den Eltern ihres Freundes zu Michaels Vereidigung zu fahren, etwa zur gleichen Zeit werden am Kasernentor der Schiffsstammabteilung Fackeln entzündet, erklingt ein Fanfarensignal, spricht Fregattenkapitän Gerhard Fink zu den jungen Obermatrosen, berichten die künftigen Maate über ihre ersten (militärischen) Wettbewerbsergebnisse, intoniert ein Volksmarine-Musikkorps Arbeiterlieder, treten Kapitän zur See Dieter Koch und Lilly Kniestedt, Tochter von Paul Blechschmidt, mit Chrysanthemen an den Gedenkstein für den Antifaschisten – Kampfmeeting der FDJ.

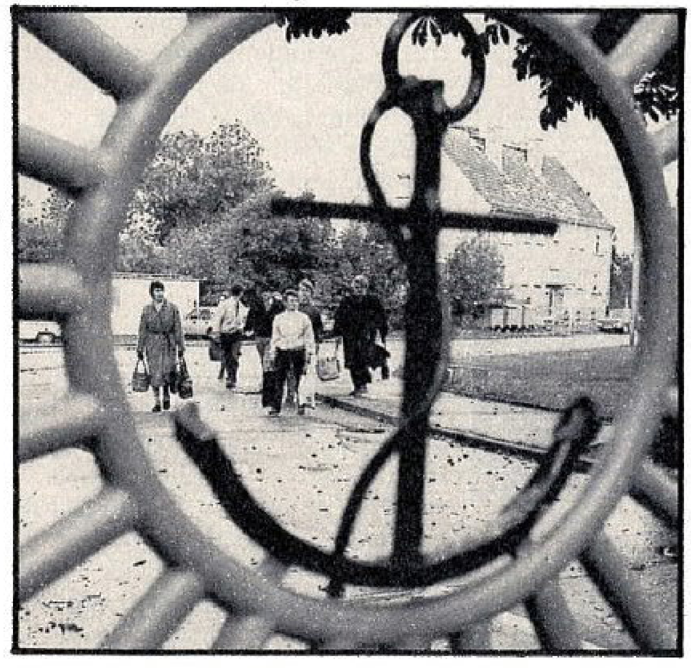
Anschließend ist im Traditionszimmer der Tisch gedeckt. Der Kommandeur hat zehn Obermatrosen zu einem Gespräch eingeladen, besser wohl zu einem Plausch über erste Eindrücke. Man hat sich allerlei zu vertellen. Erfreulich viel gute Worte über das Mühen und Bemühen der Ausbilder, ihre Geduld in allen möglichen und unmöglichen Situationen, ihr Feingefühl und ihre Hilfsbereitschaft. Jedoch, es geht auch durchaus lustig zu. Beispielsweise wenn Obermatrose Schade stöhnt, wie er es morgen seiner „Zaubertaube" – sprich: Freundin – beibringen soll, daß er nun nicht Marinetaucher wird, weil die Ärzte irgendeinen Knacks an der Wirbelsäule festgestellt haben, sondern Koch. Oder wenn einer der Jungen die einzige Obermatrosin in ihrer Mitte anlappt, weil der Mädchen-Zug beim Vorbeimarschtraining das Tempo nicht mitgehalten hat, und die schlagfertige Antwort bekommt: „Nun marschier du mal mit Pumps und Rock und mach solche Bauernschritte!" Darauf einen Rosentaler Kadarka, es gibt ja welchen ...

Sonnabend. Der große Tag.

Als einer der ersten ist Birgit Hille samt ihren Mitstreiterinnen auf den Beinen. Aus Küche und Keller wird herangeschafft und bereit gestellt, was die MHO-Gaststätte den ab sieben Uhr eintreffenden Familienangehörigen anzubieten gedenkt: Soljanka, Schnitzel und Bockwurst als (warmes) Frühstück, Suppe und drei Fleischge-



richte zu Mittag, etliches aus der Kalten Küche, überdies Süß- und Dauerbackwaren, Tee und Kaffee, alkoholfreie Getränke. In den beiden Räumen der eigentlichen Gaststätte wird serviert, im großen Saal des Klubhauses sind zwei lange Selbstbedienungstrakte aufgebaut. Für Birgit Hille, die als Stewardess auf der Amerika-Asien-Linie unserer Seereederei gefahren ist und nunmehr die MHO-Gaststätte leitet, ist es die zweite Vereidigung, die sie mitmacht und gastronomisch ausrichtet. „Wir wissen, daß es wesentlich auch von uns abhängt, ob der Tag für alle erlebnisreich wird. Bei Regen und Sturm, wie heute, sehnt sich jeder nach einem heißen Kaffee, wenn er ankommt, möchte er gut frühstücken und flott bedient werden. Wieviele sind weit gereist, waren die ganze Nacht unterwegs! Von der Dienststelle erfahren wir rechtzeitig, mit wieviel Besuchern etwa zu rechnen ist; werden besonders viele Genos-







Die Fackeln sind entzündet: Kampfmeeting der FDJ am Vorabend der Vereidigung

Früh um sieben kommen die ersten Besucher

Wer will, kann einen Rundgang durch die Ausbildungsstätten mitmachen. Es wollen so gut wie alle …

„Da, siehst du ihn?"

„Ich schwöre!“

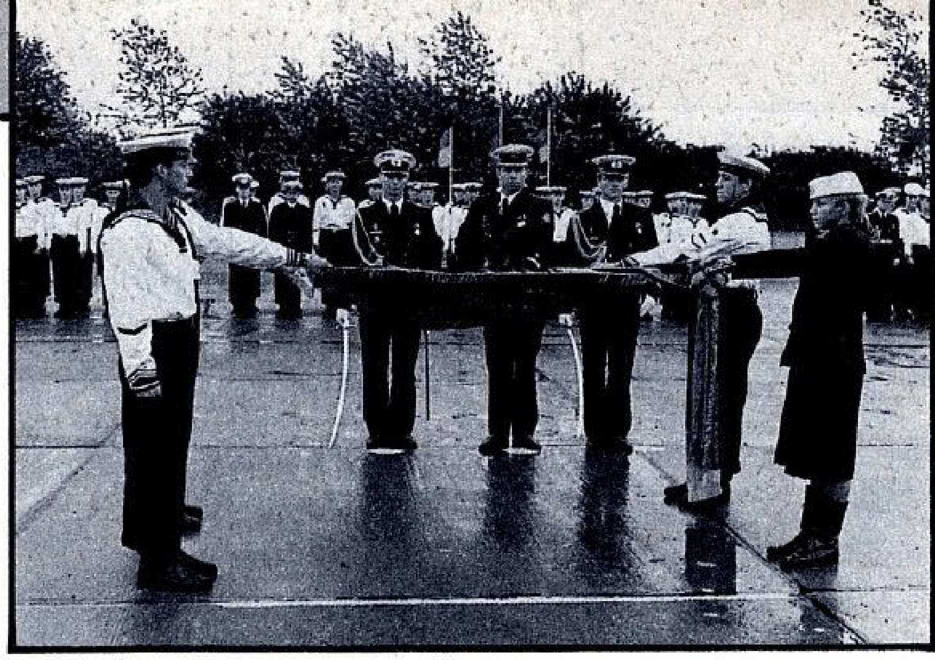
Waffenübergabe

Geburtstagsglückwunsch für Monika Weitkunat von der Mutti. Dahinter Kapitän zur See Dieter Koch

Manche nehmen sogar einen Feldstecher zur Hilfe …

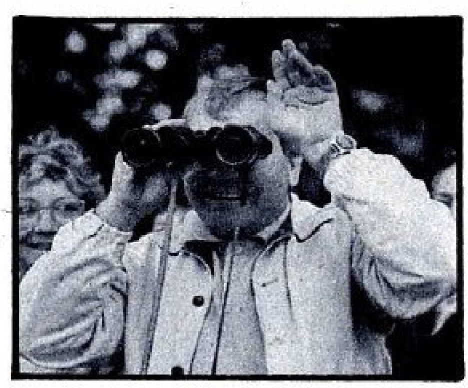
Die Landgangskarten werden ausgegeben

Marco Clopatt will wie sein Bruder Marinetaucher werden und hat sich deswegen gleich zu Vizeadmiral Hofmann gestellt









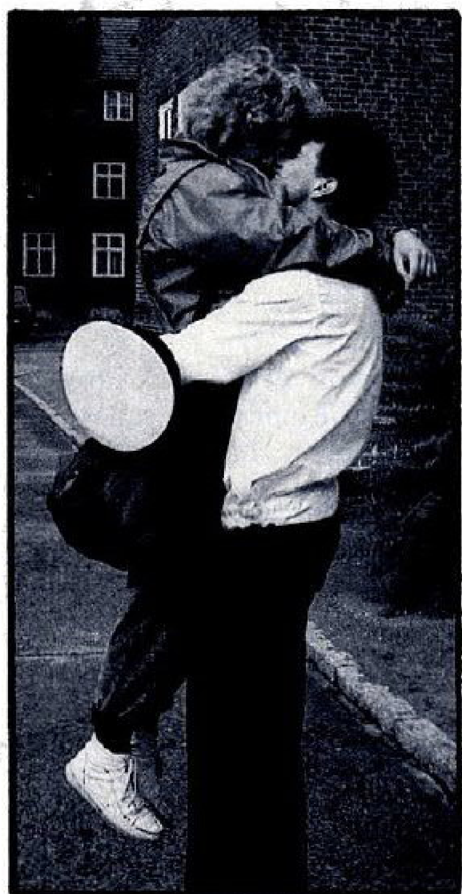




sen aus den Nordbezirken vereidigt, kommen mehr Leute. Darauf richten wir uns dann entsprechend ein. Das Kollektiv zieht da voll mit. Die Kolleginnen hängen auch mal eine Stunde oder eine zweite Schicht ran. Oder wenn ich an gestern denke: Fleisch wurde im Grobsortiment angeliefert, also mußten wir es selber zerteilen. Das brachte zusätzliche Arbeit. Im Gaststättenbeirat und in der Dienststelle haben wir da eine gute Unterstützung, beispielsweise auch dadurch, daß uns Matrosen beim Abwasch helfen.“ Und so empfängt das MHO-Kollektiv ein wahrlich dickes und berechtigtes Lob, ausgesprochen von Manuela Lehmann, Christian Wollweber, Gisela Scholz und manch anderem, der zur Verteidigung „seines“ Obermatrosen gekommen ist.

Dies erscheint aus zwei Gründen bedeutungsvoll: Zum einen machen die meisten hierbei ihre allererste Bekanntschaft mit einer Kaserne und registrieren sehr aufmerksam, wie man ihnen entgegentritt. Zum anderen dauert es noch eine Weile, bis sie ihre Söhne oder Ehemänner, Verlobten oder Freunde in die Arme schließen können; und bei mangelhafter Betreuung kann erwartungsvolle Ungeduld allzuschnell in Unmut umschlagen. Vielleicht sind es auch deswegen nicht Märsche, die ihnen aus den Lautsprechern am Kaserneneingang sowie vor dem Klubhaus mit der MHO-Gaststätte in die Ohren klingen, sondern flottfröhliche Melodien. Für das Sich-zu-recht-finden gibt es eine Informationstafel, aus der zu ersehen ist, wo sich der Appellplatz befindet, wo der Vorbeimarsch stattfindet und in bzw. vor welchen Blöken späterhin jeder den „Seinigen“ findet.

Aber noch ist es nicht soweit. Dafür ist es um acht Uhr soweit, daß – wer will – einen Rundgang durch Ausbildungsstätten mitmachen kann. Es wollen so gut wie alle. Begleitet von Offizieren, Fähnrichen und Meistern wälzt sich ein Strom in das moderne Lehrgebäude. Schaut man sich an, wo Wachgruppenführer ausgebildet werden. Läßt sich von Stabsfähn-





Jan Schiller und seine Verlobte: Wiedersehensfreude.

Frau Timm aus Kyritz: „Wenn ich mir meine Jana so ansehe ...“

Dirk Trautmanns Nichte nimmt als erste Besitz von ihm

Kathleen Gißke wird nun Michael Clopatts Trabi fahren, damit sie ihn schneller und öfter an der Küste besuchen kann ...





rich Mikeit die Kfz-Klasse zeigen. Bestaunt und lobt Christa Kahlert, selbst gelernte Krankenschwester, das von den Ausbildern geschaffene Phantom im Med.-Kabinett, an dem man sozusagen „menschengetreu“ Blutentnahmen ausführen kann. Bleibt Vater Meinicke vor der Bestentafel im Foyer stehen und wünscht sich sowie seinem Sohn Gerald, daß dessen Name auch einmal dort stehen möge.

Weiter geht's: zum Taucherkabinett. „Mächtig gewaltig“, urteilt Günter Zwoot in Egon-Olsen-Manier über den fünf Meter tiefen Kesselraum, in dem die künftigen Marinetaucher auch lernen, unter Wasser zu sägen, zu hämmern und zu schweißen. Kathleen Gißke indes, die zierliche Krankenschwester aus der Gynäkologie des Berliner Sankt-Hedwig-Krankenhauses, ist ein wenig erschreckt, wenn sie daran denkt, daß ihr Freund Michael Clopatt „da runter soll, in diese Tiefe“. Zwar nimmt sie von den Ausbildern zur Kenntnis, daß die nötigen Sicherheitsvorkehrungen getroffen sind und zahlreiche Bullaugen stete Kontrolle, stete Überschaubarkeit ermöglichen, vorerst aber schaudert's sie noch etwas. Ihr Micha wird sie später beruhigen – und keineswegs nur damit, daß er ihr seinen Trabi überläßt, damit sie ihn schneller (und auch öfter) an der Küste besuchen kann ...

Die Uhr geht auf zehn.

Während sich die Angehörigen am Rande des Appellplatzes die Augen ausgucken und mancher sogar den Feldstecher zur Hilfe nimmt, um in den angetretenen Formationen den „Seinigen“ zu entdecken, läuft das militärische Zeremoniell ab, gipfelnd in dem vielhundertfachen „Ich schwöre“. Zu Gast ist auch Vizeadmiral Hofmann, Stellvertreter des Chefs der Volksmarine. Jedoch, er hält nicht nur die Ansprache und nimmt nicht nur den Vorbeimarsch ab, zusammen mit Kapitän zur See Dieter Koch tritt er auch von der Tribüne herunter, als das Kommando kommt: „Obermatrose Monika Weitkunat – vortreten!“ Die Kapelle spielt dreimal „Hoch soll sie leben!“, denn Monika wird heute neunzehn. Gratulation von Admiral und Kapitän mit Blumen und Küßchen, aber auch von der herbei eilenden Mutti. Beifall von den „Rängen“, wo unter vielen Besuchern Ernesto Salazar steht. Er ist mit Monikas Mutter gekommen; von ihr wird er zusammen mit neun anderen Nikaraguanern in der LPG „Am Jasmunder Bodden“ zum Landwirtschaftsfachmann qualifiziert. Dieser Vereidigungstag ist auch für ihn „ein großes Erlebnis, ein schönes sozialistisches Fest“; besonders beeindruckt zeigt er sich von „den phantastischen Ausbildungsmöglichkeiten“. Und so empfängt Monika, die in der Schiffsstammabteilung lediglich ihre Grundausbildung hat und – als gelernte Köchin – gleich danach in den Verpflegungsdienst geht, zu Geburtstag und Vereidigung sogar sandinistische Grüße und Glückwünsche.

Für die Formationen galt bei den Unterkünften inzwischen das Kommando „Wegtreten“. Dies bedeutet zugleich, daß die Liebsten, Eltern und Söhne nun endlich aufeinander zutreten können. „Junge, wie siehst du denn aus!“ ist Frau

Fortsetzung auf Seite 74

Heidrun Hegewald, Die Mutter mit dem Kinde, Öl, 1984/85

Als ich den Titel des Bildes zum ersten Mal hörte und es selbst noch nicht gesehen hatte, dachte ich an eine neue Variante der jahrhundertalten biblischen Maria. Immer wieder ist das Thema von Vertretern der Kirche, der weltlichen Feudalklasse oder auch des Bürgertums in Auftrag gegeben worden, ebenso hat es Künstler zu allen Zeiten auf's Neue zur Gestaltung angeregt. So unterschiedlich wie Auftraggeber und Maler von ihrer Herkunft und ihrem Anliegen waren, so verschiedenartige Marienbilder entstanden. Sie waren dazu bestimmt, bestaunt, bewundert und angebetet zu werden. Überirdische, makellose Schönheit wurde dargestellt, die Maria präsentierte den kleinen Knaben. Viele dieser Bilder dienten der Repräsentation, verkörperten Reichtum und Macht.

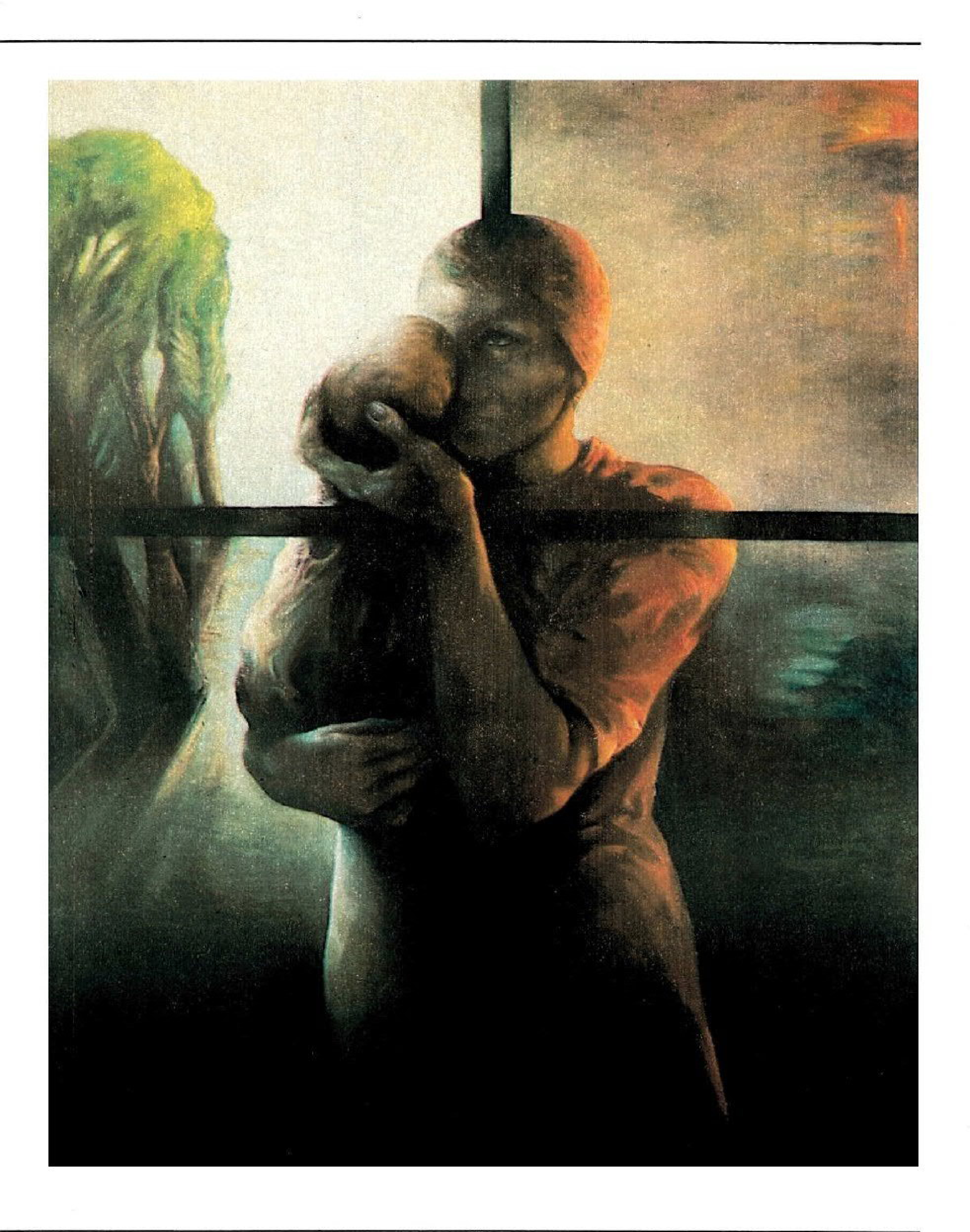
Es gab aber auch immer und zu jeder Zeit Künstler, die das Thema tiefer ausloteten, die anrührende Bilder voller Leben und Liebe schufen, wo nicht abstrakte Figuren aus der Bibel gestaltet wurden, sondern die innige Beziehung der Mutter zu ihrem Kind im Mittelpunkt stand und nicht selten lebende Personen als Vorbild dienten. Heidrun Hegewald gab ihrer Mutter mit dem Kinde noch eine ganz andere Dimension. Vom Gedanken der Repräsentation ist sie unendlich weit entfernt. Sie malte eine Mutter, die ihr Kind liebt, sich um es sorgt und es beschützt. Ihre Hand hält das kleine Köpfchen, das von dem Säugling noch nicht allein gehalten werden kann. Die Köpfe von Mutter und Kind sind eng aneinander geschmiegt. Und dennoch verliert sich die Mutter nicht in der Liebe zu ihrem Kind und in der Zweisamkeit. Sie beobachtet aufmerksam und mit wachem Auge das, was um sie geschieht.

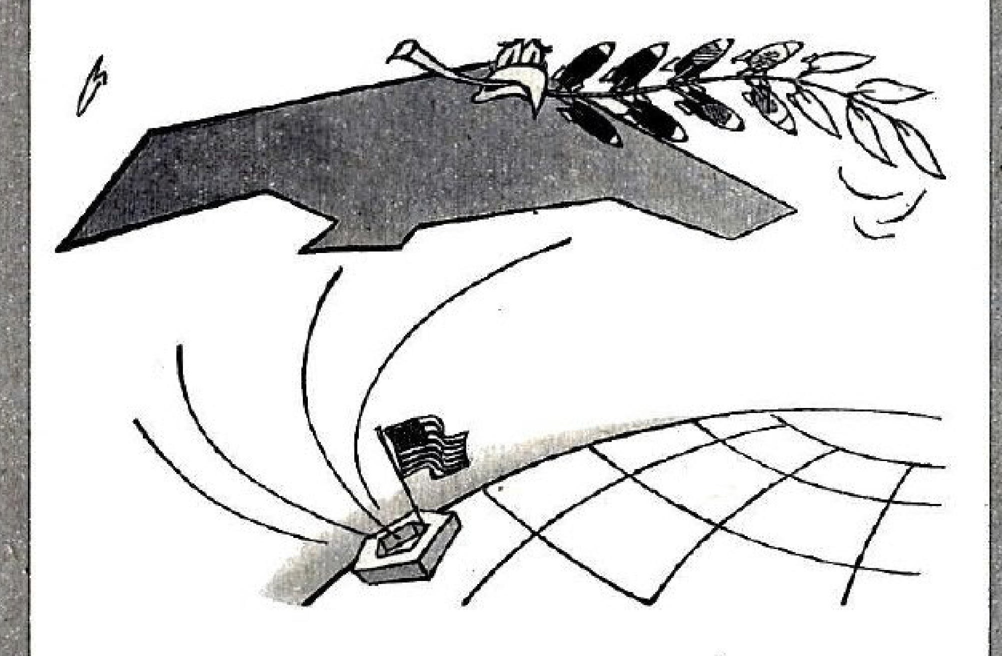
Da droht Gefahr. Dunkelheit umfängt die Figuren im unteren Bildteil. Ein Kreuz zerschneidet fast die beiden. Man könnte auf den ersten Blick meinen, sie stünden vor einem Fensterkreuz, aber dann sieht man, daß sich der senkrechte Balken hinter dem Kopf der Mutter befindet und der querliegende zwischen der haltenden und schützenden Hand und den beiden Körpern entlang führt, als wolle er den Schutz zerstören. Zugleich vermittelt die Form den Eindruck des Fadenkreuzes eines Visiers. Wer zielt auf die Mutter? Wer zielt auf das Kind? Wer zielt auf das Leben?

Als Heidrun Hegewald 1984/85 das Bild malte, lief die NATO-Raketenstationierung in Europa auf vollen Touren, war die internationale Lage zugespitzt und angeheizt, daß nicht wenige Menschen eine bewaffnete Auseinandersetzung für unumgänglich hielten, war jegliches Leben auf der Erde bedroht wie noch nie in der Geschichte der Menschheit. Die Malerin setzt dieser Bedrohung menschliche Wärme, Liebe, Kraft, Lebenswillen und Hoffnung ohne Resignation entgegen. Die Mutter-Kind-Beziehung ist in die alles entscheidende Problematik von Krieg und Frieden eingeordnet.

Die beiden Figuren heben sich silhouettenartig von einem helleren Hintergrund ab. Während im linken Teil eine sonnenüberflutete Landschaft mit grünen Bäumen und möglicherweise Wasser zu sehen ist, in der man gut und gesund leben kann, ist auf der rechten Seite der Widerschein eines Feuersturms erkennbar. Rote Farbtöne, vermischt mit Grau und Schwarz, assoziieren allesverbrennende Hitze, in der Menschen nicht existieren können. Vernichtung der Natur als Lebensraum nicht nur für den Menschen oder Schutz, Vernichtung alles Lebens auf der Erde oder Bewahrung. Die Mutter steht ohne große Gesten und ruhig zwischen den Fronten, sie steht aufrecht, stolz und stark in dem Willen, dem Kind eine glückliche Zukunft zu sichern.

Text: Dr. Sabine Längert
Reproduktion: Heinz Korff





Hinterlist

„Stealth" steht für Heimlichkeit, auch Hinterlist. Ein Begriff für neue USA-Rüstungstechnologie, mit Vorbedacht gewählt. Denn heimlich eindringen und hinterlistig zuschlagen – das soll er tatsächlich, der neue Stealth-Bomber B-2, der in einer hollywoodreifen Show erstmals einigen hundert geladenen Gästen gezeigt worden ist. Eine Militärband intonierte die extra für diesen Anlaß komponierte Hymne, als der gespenstisch aussehende Vogel aus der fensterlosen Werkhalle ein paar Meter in die Mojave-Wüste rollte. 200 Wachleute und Hunde waren aufgeboten, damit niemand näher als auf zweihundert Schritte an das teuerste Flugzeug der Welt herankomme. „Das Ding", wie es von den dort Beschäftigten zu nennen war, blieb sichtbar nur von vorn. Sein Stückpreis: über 500 Millionen Dollar, doppelt so kostspielig wie der Bomber B-1B. Wie die französische Nachrichtenagentur AFP ausrechnete, wird der Gesamtpreis für die 132 georderten B-2 das Fünffache von Ghanas Bruttosozialprodukt ausmachen. Welch ein Wahnsinn!

Schenkt man indes dem USA-Luftwaffenminister Aldridge Glauben, wird der B-2 – man lese und staune – „die Sache des Friedens stärken". Denn „es gibt kein bekanntes Verteidigungssystem in der Welt, das den Angriff eines Stealth-Bombers abwehren kann". Der aber werde für „mindestens 30 Jahre" die sowjetische Luftverteidigung durchdringen können. Stealth soll den Frieden stärken, indem es das Kräfteverhältnis destabilisiert? Eine fürwahr umwerfende Unlogik des Mr. Aldridge.

Warum eigentlich – nach dem enttarnten Tarnkappen-Jagdbomber F-117A, von dem schon 52 einsatzbereit sind – nun dieser neuerliche Beweis in Sachen Friedensliebe aus dem durch den Kongreß weitgehend unkontrollierten „schwarzen Budget" des Pentagon? Das Pentagon selbst brachte es auf den Punkt: Stealth sei Teil einer Doktrin der „Strategie des Wettbewerbs", die unter anderem darauf abziele, die Sowjets zu immer neuen Milliardenausgaben zu zwingen. Darum also auch SDI, darum künftig „unsichtbare" Kampfschiffe und Hubschrauber. Eingeständnisse und Handlungen, die weder dazu getroffen noch geeignet sind, dem Entspannungsprozeß Impulse zu geben oder einseitige Abrüstungsschritte der UdSSR endlich zu honorieren. Und was den „Wettbewerb" angeht – ihn haben die sozialistischen Länder auch im Sinn, nur mit einem völlig anderen, nämlich friedlichen Inhalt, bar jeder Heimlichkeit oder Hinterlist. Gerade darum aber muß unsere Verteidigungsbereitschaft dem Grad imperialistischer Bedrohung stets entsprechen.

AR International

● **Gegen „Computerviren"** und das Eindringen Unbefugter in seine Großrechner will sich das Pentagon künftig wehren. Computerviren sind Computerprogramme, die sich selbst kopieren, Computerkapazität blockieren oder Daten zerstören; sie reproduzieren sich etwa so wie Viren. Wie mitgeteilt wurde, soll eine Sondergruppe aufgestellt und ein Krisenzentrum für Kommunikation eingerichtet werden. Die Sondergruppe wird aus über 100 Experten bestehen, die im ganzen Land verteilt sind und bei Notfällen sofort in Anspruch genommen werden können. Das Krisenzentrum, das die Daten der Experten bearbeiten soll, wird an einem Computerinstitut in Pittsburgh (Pennsylvania) geschaffen. Anlaß für diese Maßnahmen sind zwei vorsätzlich herbeigeführte Zusammenbrüche von Computersystemen des USA-Verteidigungsministeriums im November vergangenen Jahres, die einen Sachschaden in Höhe von knapp 100 Millionen Dollar verursachten.

● **Israels Armee** hat eigenen Angaben zufolge eine neue Strategie zur offensiven Kriegführung unter Bedingungen des Einsatzes chemischer Kampfstoffe entwickelt. Brigadegeneral Golan erläuterte im bisher geheimen Zentrum für chemische Kriegführung Se'Elim in der Negev-Wüste vor Journalisten, daß Israel beträchtliche Mittel investiert habe, um seinen Soldaten „auch unter der Einwirkung von Giftgas den Vormarsch zu ermöglichen" und „in die feindlichen Stellungen vorzudringen, um den Gegner dort unvorbereitet treffen zu können".

● **Die NATO** verlor von November 1987 bis Oktober 1988 bei Flugunfällen mehr als 100 Kampfflugzeuge mit einem Gesamtwert von einer Milliarde Dollar, berichtete die britische Militärfachzeitschrift „Jane's Defense Weekly'". Das entspreche der gesamten Kampfkraft der norwegischen Luftwaffe. Seitdem hätten die USA durch den Zusam-

menstoß zweier strategischer Bomber des Typs B-1B erneut 560 Millionen Dollar abschreiben müssen. Allein die US-Luftwaffe habe 40 Kampfflugzeuge verloren, davon 20 vom Typ F-16.

● **Die BRD** hat im Jahr 1987 Waffen im Wert von insgesamt 2,43 Milliarden D-Mark exportiert. Dies geht aus Angaben des Statistischen Bundesamtes hervor. Die Rüstungsexporte in Staaten außerhalb der NATO beliefen sich auf 1,15 Milliarden D-Mark. Die BRD hat damit deutlich mehr Kriegsgerät als im vorangegangenen Jahr ausgeführt, als der Wert bei lediglich 1,6 Milliarden D-Mark lag.

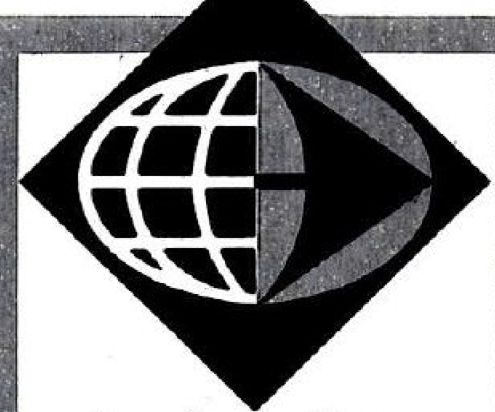
● **Ein Geheimpapier** haben Militärführer aus 14 lateinamerikanischen Ländern auf ihrer 17. Konferenz im argentinischen Badeort Mar de Plata beschlossen. Es sieht die Ausdehnung des Kampfes „gegen die Subversion" auf alle für mehr soziale Gerechtigkeit eintretenden Gruppen vor. Wie die peruanische Zeitschrift „Noticias Aliadas" aus dem Dokument zitiert, stellten die Aktivitäten dieser Gruppen eine „Beschränkung des demokratischen Prozesses" dar. Jeder soziale Konflikt sei „kommunistisch gesteuert". Die Konferenz habe deshalb beschlossen, in Washington eine Geheimdienstzentrale einzurichten, die Aktionen aller Art – also auch militärische – gegen diese Kräfte koordinieren solle.

● **Die britische Regierung** hat sich für die landeseigene Neuentwicklung eines Nachfolgers für den Chieftain-Panzer entschieden. Der neue Panzer Challenger 2 soll in 590 Exemplaren vom Vickers-Konzern gebaut werden und umfaßt ein Auftragsvolumen von 1,4 Milliarden Pfund Sterling. Die Bekanntgabe dieser Entscheidung hat, wie dpa aus London berichtete, in Kreisen der britischen Armee erhebliche Verärgerung ausgelöst. Führende Generale hatten sich für den Kauf des amerikanischen Panzers Abrams M1 A1 eingesetzt. Sie verwiesen auf die negativen Erfahrungen mit früheren britischen Rüstungsentwicklungen und nannten das Aufklärungsflugzeug Nimrod. Dieses Projekt war, nachdem es eine Milliarde Pfund Entwicklungskosten verschlungen hatte, 1986 als Fehlschlag abgeschrieben worden.

● **Das Pentagon** plant eine ganze Serie 1989 beginnender SDI-Tests, die die Experimente aus den Geheimlabors in den Kosmos bringen sollen. Eines davon bezeichnete der Direktor des Sternenkriegsprogramms, General Abrahamson, in einem Interview als „K-hit": Eine im Weltraum stationierte Abfangrakete hat eine von der Erde abgefeuerte Rakete zu vernichten. Die Abfangrakete soll mit einer Rakete ins All geschossen und aktiviert werden, sobald ihr „Aufspürauge" die vom Boden abgehobene Zielrakete entdeckt. Abrahamson meinte, die Tests sollten beweisen, daß SDI „kein Papiertiger" sei, „den man in Abrüstungsverhandlungen mit der Sowjetunion aufgeben" könne.



Angehörige der in Hongkong stationierten, dem britischen Truppenkontingent angeschlossenen Gurkha-Brigade aus Nepal



In einem Satz

Gestiegen ist die Anzahl der Eingaben von Bundeswehrsoldaten an den Wehrbeauftragten des Bundestages der BRD im Jahr 1988 auf 8563 und hat damit den zweithöchsten Stand seit Schaffung dieses Amtes vor 30 Jahren erreicht.

Gewarnt vor „zuviel Abrüstung" hat eine in Washington vorgelegte Studie des „Zentrums für strategische und internationale Studien", weil dadurch die Sicherheit der USA gefährdet würde, falls die Vereinigten Staaten nicht gleichzeitig „neue und besser geschützte A-Waffen" produzierten.

Gearbeitet wird beim BRD-Luft-und Raumfahrtkonzern MBB an einem Radar-Tarnschleier für Flugzeuge; laut DPA ein System, das an einem radarangestrahlten Objekt zeige, was an ihm getarnt werden müsse, um aus dem „Radarquerschnitt eines Flugzeuges den einer Taube" zu machen.

Veranschlagt hat das USA-Energieministerium 81 Milliarden Dollar, um die Fabrikationszentren für nukleare Waffen zu modernisieren, wobei 29 Milliarden für die Entseuchung der Umgebung gegenwärtiger Produktionsanlagen notwendig seien.

Exportiert wurden von Israel im Jahr 1988 Rüstungsgüter für zwei Milliarden Dollar und somit – wie während einer geschlossenen Sitzung des Verteidigungsausschusses der Knesseth mitgeteilt worden ist – doppelt so viel wie 1987.

Getestet wurde von der argentinischen Luftwaffe eine erste taktische Rakete eigener Produktion, die 6 Meter lang sowie 1,5 Tonnen schwer ist und, mit einem konventionellen Sprengkopf bestückt, über Entfernungen bis 150 km gegen Truppenkonzentrationen und Panzerverbände eingesetzt werden kann.

Text: Gregor Köhler
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: Archiv

Das Landungsschiff erwartet den „Angriff" der „Stukas" auf seiner Backbordseite, wie es an der Richtung seiner Geschütze erkennbar ist.

Aus einem Marinehubschrauber startet Oberfähnrich Jochen Lampe

„Stuka-Scheiben"

Unentwegt klettert die Mi-8. Angetan mit Halbhelm, Schwimmweste und Fliegerkombination hockt Oberfähnrich Jochen Lumpe an der Laderaumtür. Neben ihm ein Stapel in Leinen gehüllter Leisten, an die Sandsäckchen gebunden sind: „Stuka-Scheiben". Wirft man sie ab, werden sie vom Gewicht der Sandsäckchen in die Tiefe gerissen und entrollen eine drei Meter lange und etwa einen Meter breite Stoffbahn; sie stellt die Silhouette eines



Vorbereitungen zum Start. Sorgfältig wird die drei Meter lange Stoffbahn um die Leiste mit dem Gewicht gewickelt.

auf ein Erdziel zurasenden Flugzeuges dar.

Der Hubschrauber fliegt in 2000 m Höhe und nähert sich einem Verband von Landungsschiffen, auf die sich der „Angriff" richtet. Die beim vorangegangenen Überflug noch so imposant wirkenden Schiffe sind nunmehr winzig kleine Punkte auf der Wasseroberfläche; wäre nicht die Bug- und die Hecksee, das bloße Auge hätte Mühe, sie im Dunst zu erkennen.

Durch den Laderaum fährt ein eisiger Luftzug. Die Tür ist nun offen. In der rechten Hand hält der Oberfähnrich eine der Leinenrollen, in der linken ihr Gewicht. Gesichert durch die Fangleine, beugt er sich weit nach vorn; als wolle er schon Maß nehmen. Doch er darf erst auf das Kommando des Hubschrauberführers werfen. Dabei muß er verhindern, daß die Scheibe mit der Maschine in Berührung kommt.

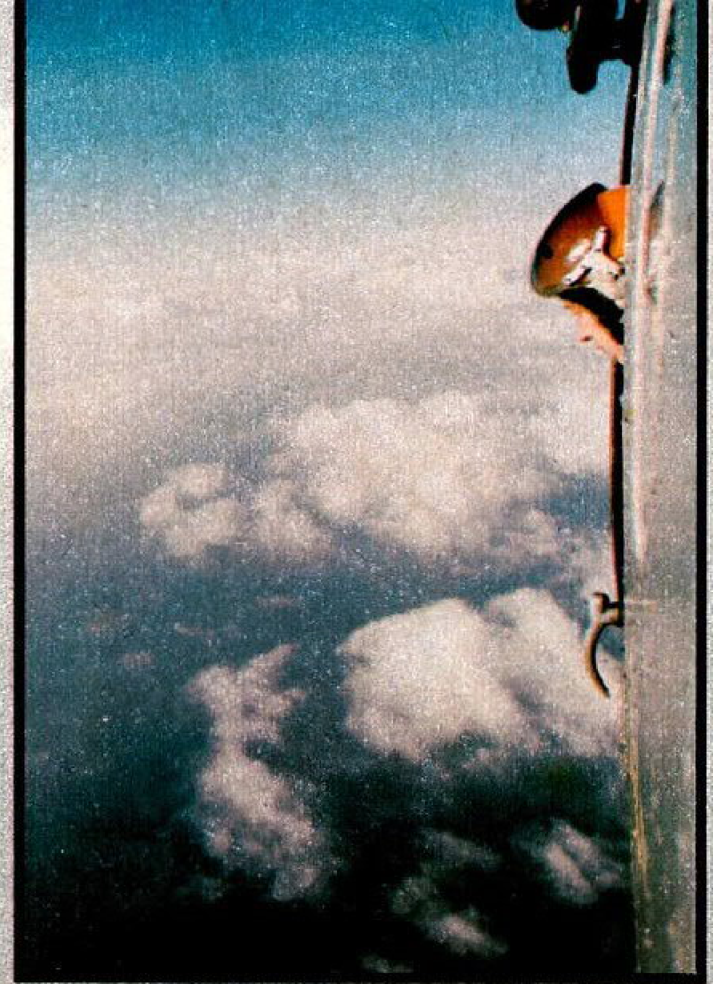
Jetzt – das Kommando ist gekommen! – schleudert Jochen Lumpe das Bündel mit einer kräftigen Armbewegung hinaus. Der Blick, den er ihm hinterherwirft, gibt ihm die Gewißheit, daß die Scheibe sich entfaltet und mit 30 bis 40 m/s auf den Schiffsverband zurast – eben so, wie ein Flugzeug im Sturzflug angreifen würde. Noch vierzehnmal an diesem Tage imitiert der Oberfähnrich einen solchen Überfall und gibt damit, gemeinsam mit der Hubschrauberbesatzung, den Artilleristen der Landungsschiffe Gelegenheit, sich in der Flugzeugabwehr zu üben. Der Sturzflug ist dabei eine der wahrscheinlichsten Varianten: der Pilot hat eine gute Übersicht, auf seiner Seite ist der Vorteil der Überraschung, und seine Maschine bietet denen da unten ein relativ kleines, nicht so einfach zu bekämpfendes Ziel ...

Doch zurück zu Oberfähnrich Lumpe.

„Das richtige Werfen der „Stuka-Scheiben" will gelernt sein", sagt der Techniker für Fallschirmausrüstung im Marinehubschraubergeschwader „Kurt Barthel". „Verlangt wird die Absetzberechtigung für Fallschirmspringer, die man wiederum nur bekommt, wenn man selbst springt. Auch wenn es da oben kalt ist bei offener Tür und man sich schon mal einen Schnupfen holen kann, mich entschädigt immer wieder das Panorama, das sich einem von oben bietet."

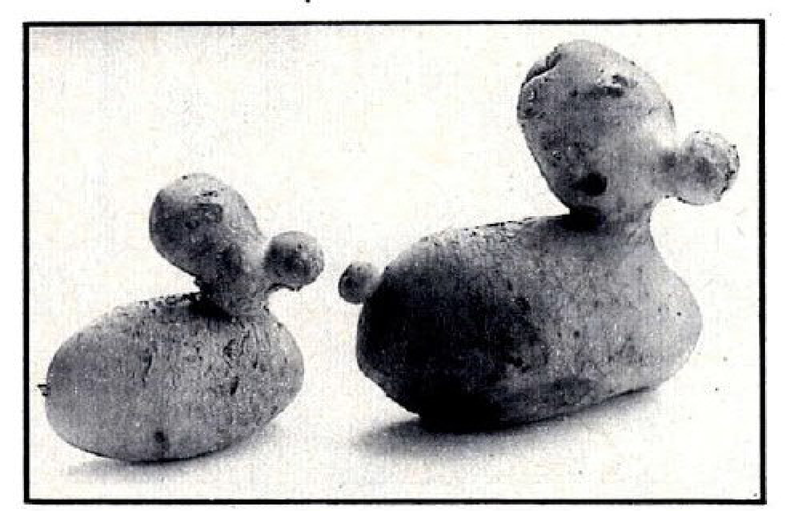
Text und Bild:
Oberstleutnant
Ernst Gebauer





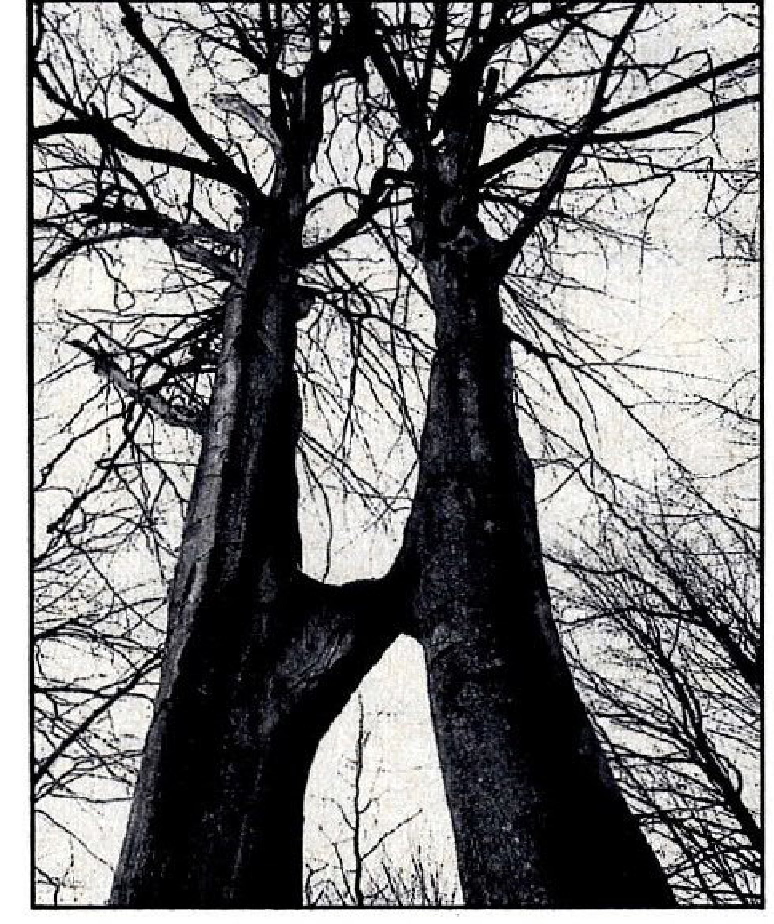
Aus 2000 m Höhe blickt Oberfähnrich Lumpe auf den Verband der Landungsschiffe hinab, während er auf das Kommando zum Abwurf seiner „Stukas" wartet.

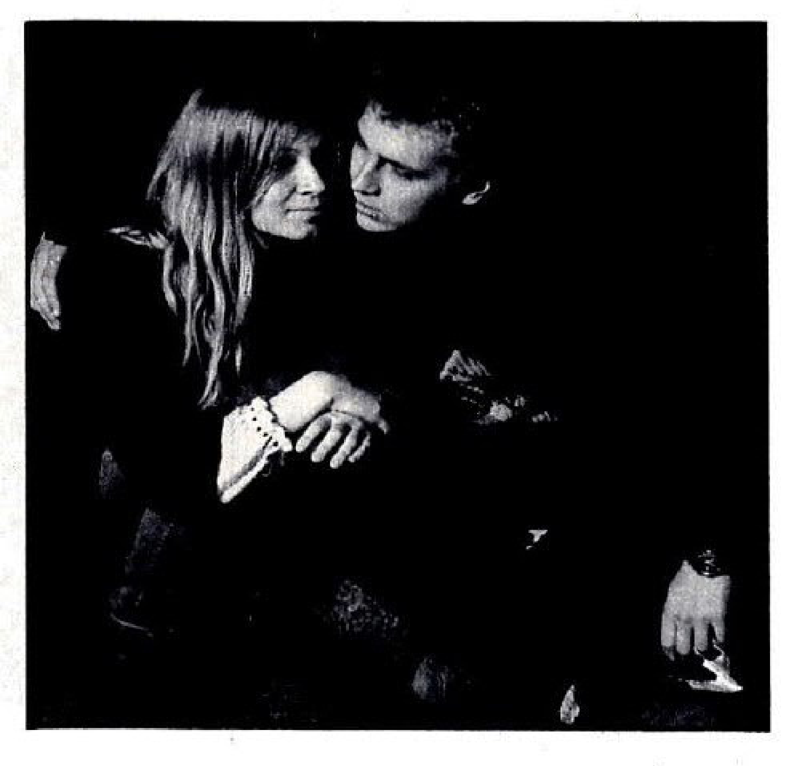
Herzen im Märzen

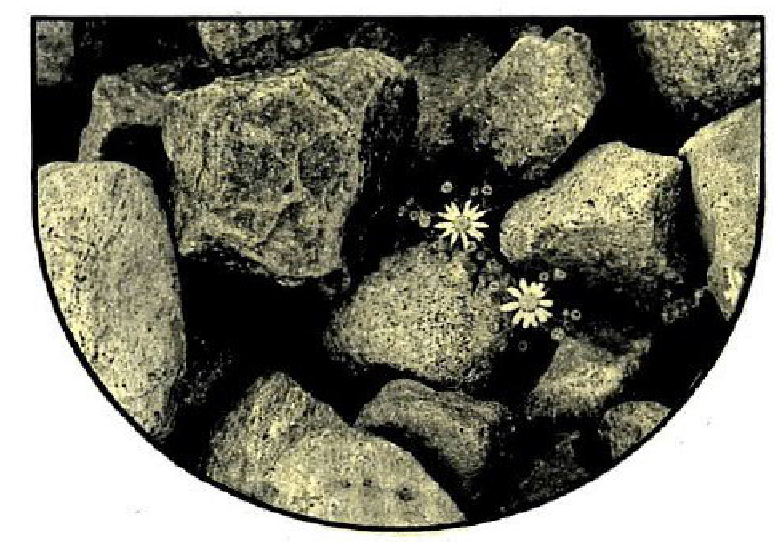










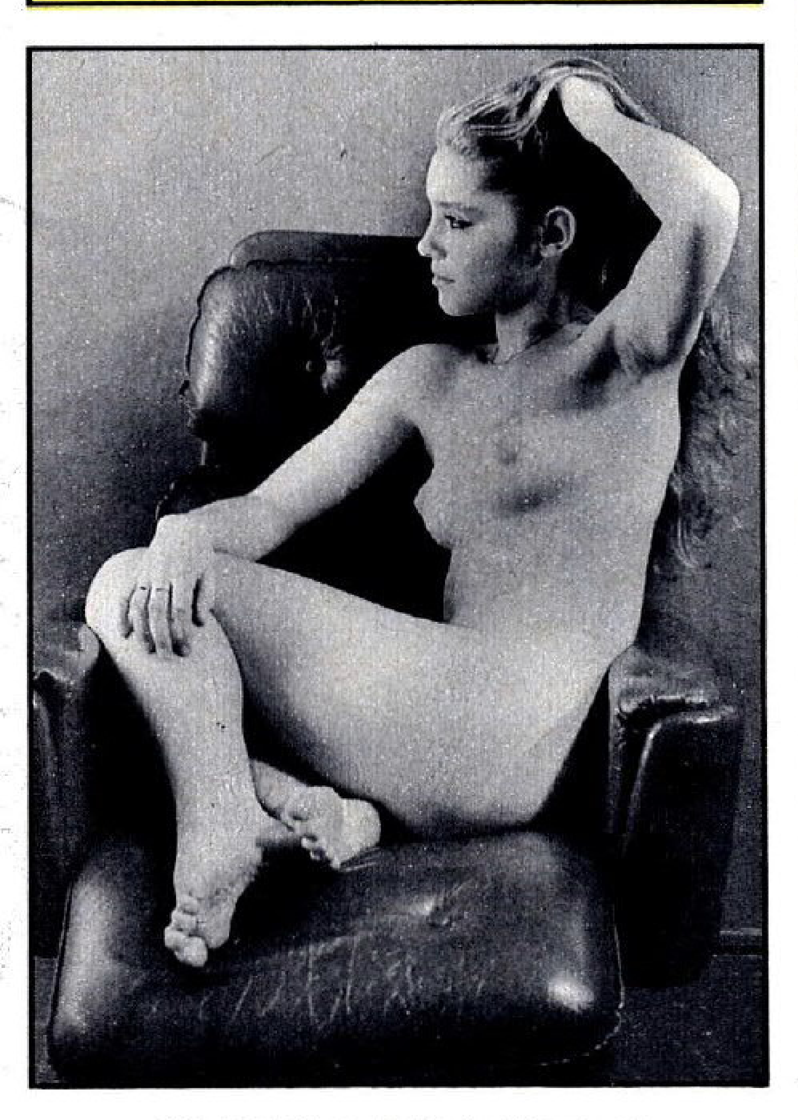


Liebeslied

**Der Mund, der schön geschweifte,
Dein Lächeln, das mich streifte,
Dein Blick, der mich umarmte,
Dein Schoß, der mich erwarmte,
Dein Arm, der mich umschlungen,
Dein Wort, das mich umsungen,
Dein Haar, darein ich tauchte,
Dein Atem, der mich hauchte,
Dein Herz, das wilde Fohlen,
Die Seele unverhohlen,
Die Füße, welche liefen,
Als meine Lippen riefen –:
Gehört wohl mir, ist alles meins,
Wüßt nicht, was mir das Liebste wär,
Und gäb nicht Höll noch Himmel her:
Eines und alles, all und eins.**

KLABUND





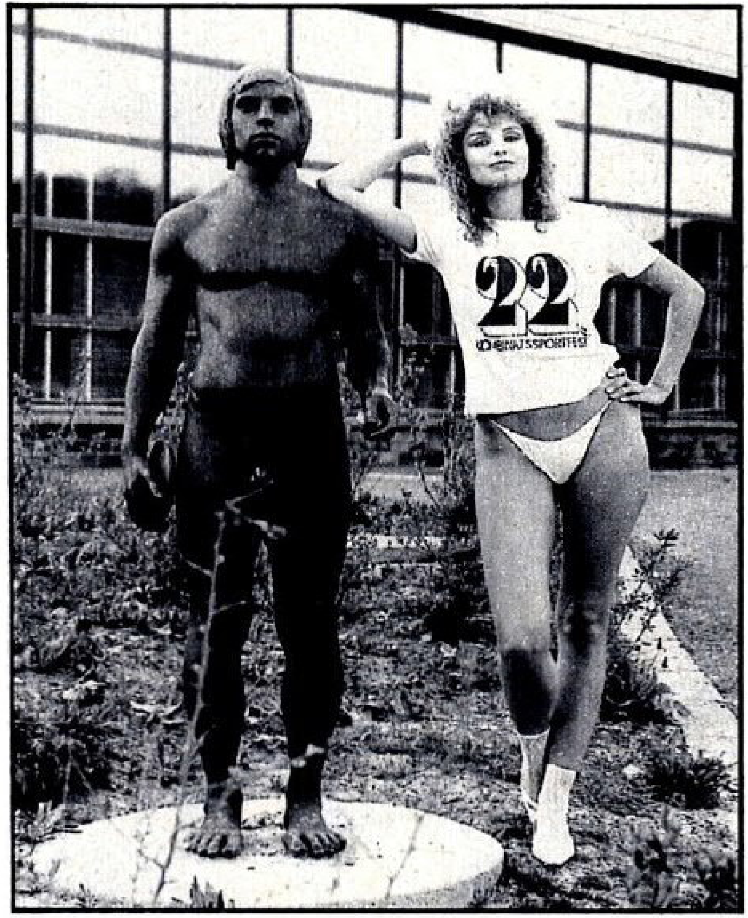




Bild: Ralph Schultz (1), Manfred Uhlenhut (1), Steffen Billhardt (1), Günter Rinnhofer (1), ADN/ZB (4), Wolfgang Wiegand (1)

ZUM TITELBILD

Daß sicher sei, was uns lieb ist

Es ist dies der Titel einer der jüngsten Anthologien, in denen sich schreibende Grenzsoldaten mit ihren Gedichten und Geschichten vorstellen. Die AR-Bildreporter Oberstleutnant Ernst Gebauer und Oberleutnant d.R. Manfred Uhlenhut nahmen ihn auf und setzten ihn im Grenzregiment „Martin Schwantes" auf ihre Weise um: mit der Kamera.









Gefreiter Klotz, Postenführer

„Grenzer sein ist eine Vertrauensstellung. Sichere Grenzen heißt sicherer Friede, nicht nur für meinen Staat. Dafür stehe ich hier."

Soldat Riesche, Hundeführer

„Vom ersten Augenblick an hatte mein Leben seine Ordnung: Kindergarten, Schule, Lehrausbildung, Arbeitsplatz, zu keiner Zeit Existenzangst. Diese Ordnung meines Lebens soll mir keiner stören."

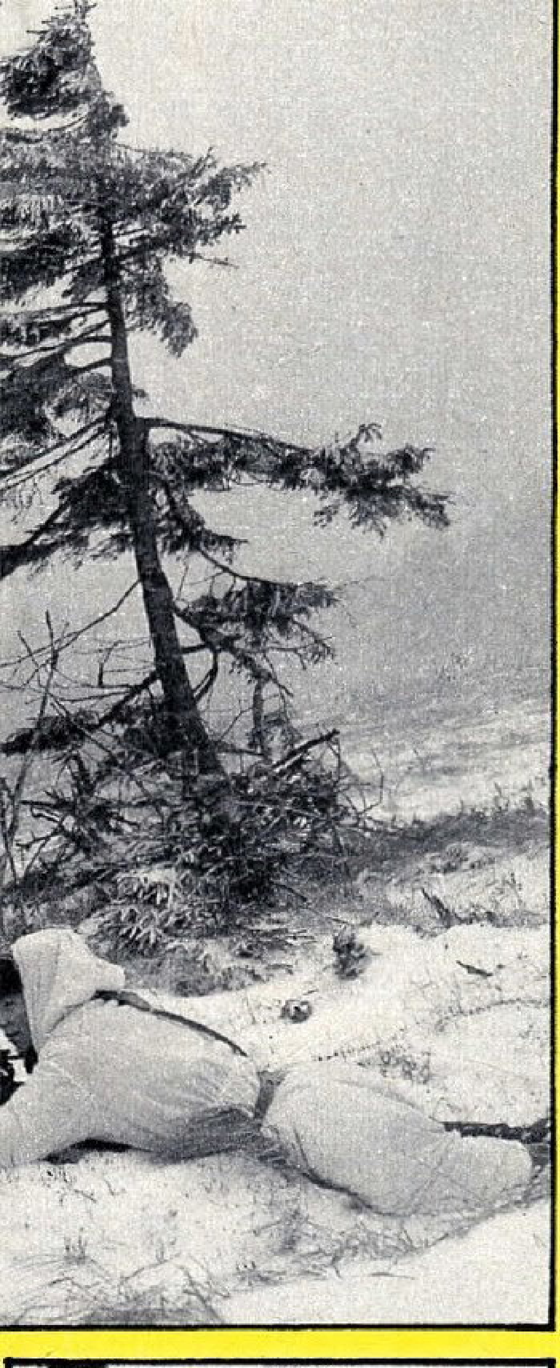
Gefreiter Götze, Militärkraftfahrer

„Der Staat sorgt sich um jeden Bürger. Ich habe schon jetzt meinen Studienplatz und kann auf Jahre hinaus meine Entwicklung planen. Das finde ich in Ordnung. Dafür bin ich Grenzsoldat."

Fähnrich Hinz, Grenzaufklärer

„Aus Verantwortung für mein Land, damit wir in Ruhe und Sicherheit leben können – deshalb habe ich mich für den militärischen Beruf als Grenzer entschieden."









Soldat Klatt, Postenführer

„Grenzen drücken auch die Verschiedenartigkeit der Staaten, der gesellschaftlichen Systeme aus. Sie sind deshalb normal. Als Grenzer sorge ich dafür, daß sie respektiert werden. Nur so kann jede Seite mit der anderen leben."

Soldat Reinhardt, Militärkraftfahrer

„Damit wir hier an der Trennlinie von Sozialismus und Imperialismus die Übersicht behalten, deswegen bin ich hier. Ich tue meinen Dienst, auch wenn ihn Kälte und wenig Schlaf oftmals nicht gerade leicht machen."

Soldat Thiele, Posten

„Zu Recht schützt jeder Staat seine Grenzen. Wir schützen hier unsere Ordnung, die für mich aus Sozialismus und Frieden besteht. Beides kommt nicht von allein. Obwohl der Dienst unter den Bedingungen des Gebirges allerhand verlangt, werde ich auch weiterhin meine Pflicht erfüllen."



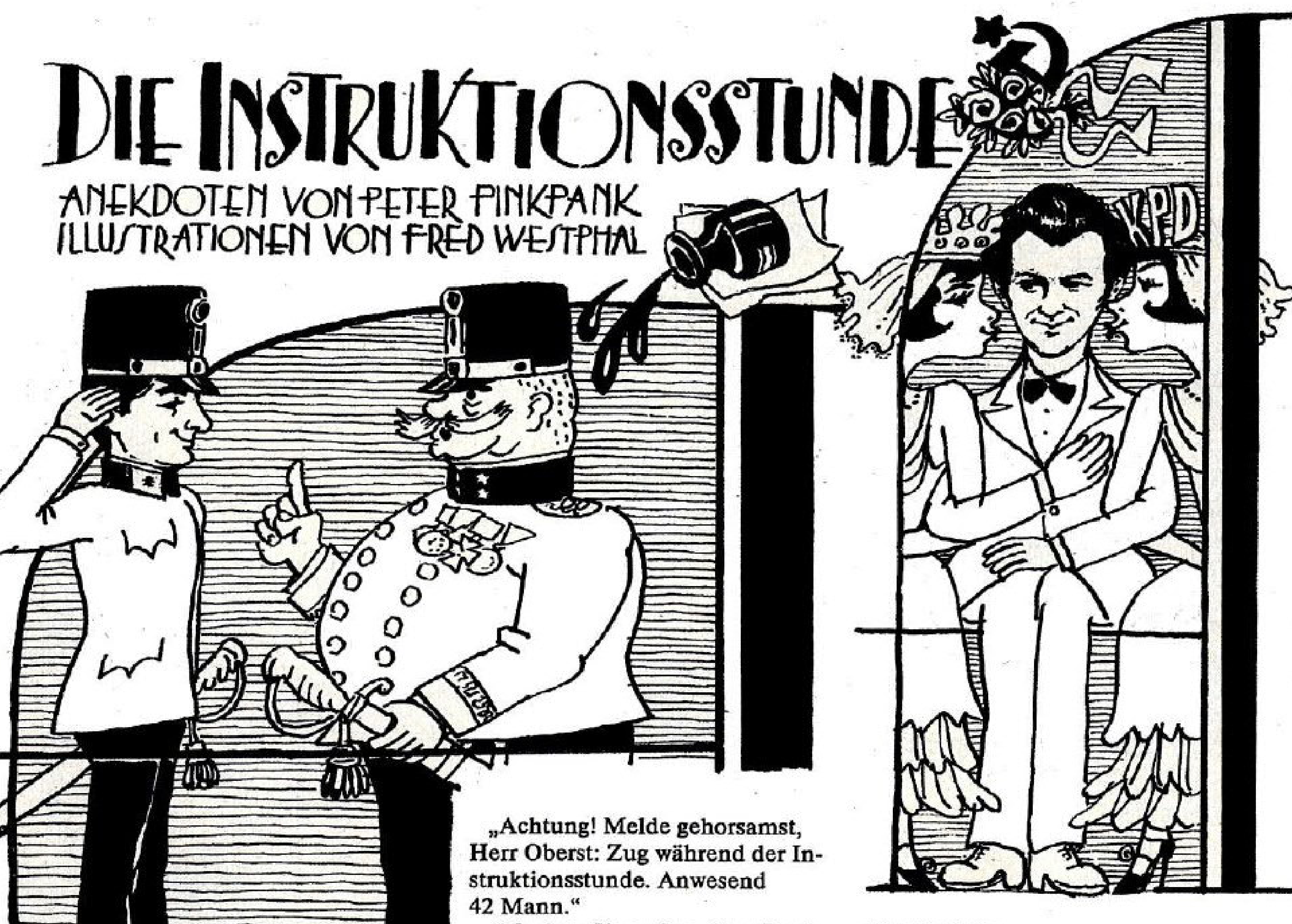






Die Instruktionsstunde

Anekdoten von Peter Pinkpank
Illustrationen von Fred Westphal



Der Kommandeur des Reserveregiments, in dem Egon Erwin Kisch diente, konnte den jungen, stets lächelnden Leutnant aus vielerlei Gründen nicht leiden. Vor allem aber wohl deswegen, weil der Leutnant sich mit den Mannschaften anfreundete. Das wollte dem k.k. Oberst, der aus einer aristokratischen Familie stammte und, wenn es um die „Ehre" ging, besonders empfindlich war, nicht in den Kopf. Und noch etwas gefiel dem Herrn Oberst nicht: Sooft er an Leutnant Kisch etwas auszusetzen hatte, antwortete dieser zwar, wie es die Vorschrift und seine Majestät verlangten, doch in seinen Worten schwang stets ein spöttischer Unterton mit.

Eines Tages erschien der Regimentskommandeur unerwartet in dem Raum, in dem Kisch eine Instruktionsstunde abhielt.

„Achtung! Melde gehorsamst, Herr Oberst: Zug während der Instruktionsstunde. Anwesend 42 Mann."

„Machen Sie weiter, Herr Leutnant, aber bringen Sie nicht zu viel Theorie. Ich habe mich schon davon überzeugt, daß in Ihren Ausführungen zuviel theoretische Überlegungen enthalten sind. Sie waren zwei Jahre im Felde, da müßten Sie doch in der Lage sein, den Leuten die Situation praktisch zu erklären, an Beispielen, die sich tatsächlich schon irgendwo zugetragen haben."

„Melde gehorsamst, Herr Oberst, aber ..."

„Sie, Herr Leutnant, haben immer ein Aber. Soviel müßten Sie doch wissen, daß das Wichtigste an einer Lektion das Anbringen eines Beispiels aus eigenem Erleben ist."

„Melde gehorsamst, Herr Oberst ..."

„Herr Leutnant! Ich verbiete Ihnen, mich dauernd zu unterbrechen! Ich war letztlich nur zwei Monate im Felde, aber ich will Ihnen beweisen, daß ich zu dem Thema, das Sie hier behandeln, sofort ein Beispiel bringen werde, das ich am eigenen Leibe erlebt habe. Worüber haben Sie gesprochen?"

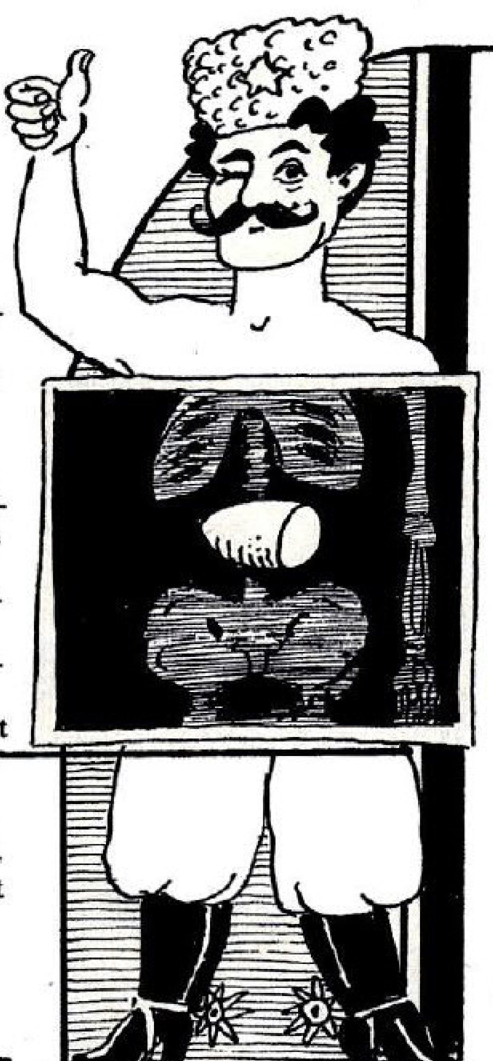
„Melde gehorsamst, Herr Oberst, über Geschlechtskrankheiten."

Geständnis

Im Künstlerkaffee der Budapesterstraße in Berlin lernte Li ihren Mann Erich Weinert kennen. Beide waren hier engagiert, um die Gäste zu unterhalten und zu belustigen. Erich fand das Mädchen mit der großen Berliner Klappe nicht bloß sympathisch – er liebte es sofort. Drei Jahre später, als die Moneten besser flossen, heirateten sie. Bevor Erich jedoch mit seiner Li vor den Standesbeamten trat, klärte er sie auf: „Weißt du, Mädchen, ehe du dein Ja-Wort gibst, mußt du vorher was wissen." Ängstlich fragte sie: „Isses was Schlimmes?" Er erklärte ihr: „Zuerst kommt bei mir immer und zuerst die Partei." Sie verstand nichts. „Das ist ja heiter", stieß sie bloß hervor. „Gleich mit einer Liebschaft fängst du die Ehe an?" Er tröstet sie: „Zwar ein Dreiecksverhältnis, aber ohne Seitensprung. Das schwör ich dir."

Kunst ist Waffe

In den Jahren 1925 tauchten Weinerts Gedichte zum erstenmal in der Arbeiterpresse auf. Seine Stimme erklang in Arbeiterkundgebungen und zu Aufmärschen. Ein früherer Kabarettkollege, der eifrig seine Gedichte las und auch Weinerts Auftritten beiwohnte, zeigte sich beeindruckt von der Begeisterung, die seine Verse bei den Arbeitern auslösten. Trotzdem bedauerte er, daß sich Weinert nicht genügend Zeit zum Ausreifen seiner Arbeiten lasse. „Sie würden künstlerisch noch wirksamer und ausgewogener sein, lieber Erich." Weinert schüttelte den Kopf. „Mein Wort ist kein Wein, der erst im Keller gären muß, damit er schmeckt. Meine Verse sind Klingen, die ich täglich schärfen muß, damit ich sie kampfbereit halte. Meine Kunst soll nicht laben, sondern verletzen."



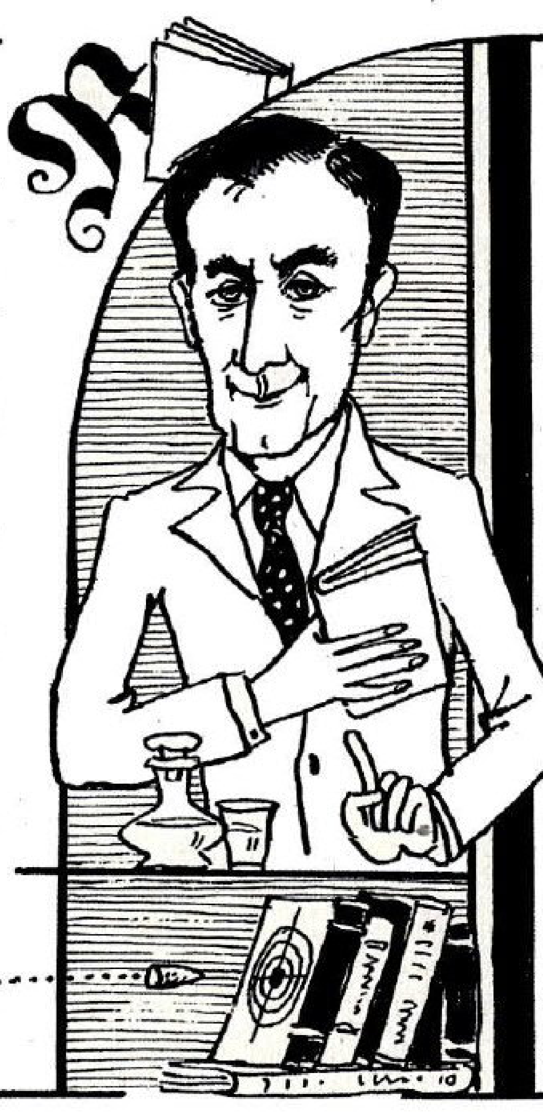
Die Lebensrettung

Unter den Germanistik-Studenten der Berliner Humboldt-Universität war bekannt geworden, daß eine Kugel, auf Friedrich Wolfs Herz gezielt, in einem Reclam-Heft, enthaltend Goethes „Faust", stecken geblieben war und damit des Dichters Leben bewahrt hatte. Als Wolf einmal vor diesen Germanisten über sein dramatisches Werk sprach, erwähnte er auch Goethes Faust. Darauf warf eine Studentin dramatisch dazwischen: „Wir wissen, Herr Professor, was Sie Goethe und seinem Faust verdanken. Ihr Leben – und nur darum, weil Sie seinen Faust stets im Herzen tragen." – „Vor dem Herzen", korrigierte Wolf schlicht. „Und der Dank für mein Leben gebührt nicht eigentlich Herrn Goethe, sondern vielmehr Herrn Reclam, der so zweckmäßige Hefte für die Brusttasche geschaffen hat."



Die Kugel

Der junge Bauernsohn und Kavallerist Semjon Michailowitsch Budjonny hatte mit seinen kühnen Scharen die Heere der weißgardistischen Generale in Meer und Steppe getrieben. Dabei hatte er manche Niederlage eingesteckt, aber keinen Augenblick seinen Mut zum Siegen verloren. So säuberte seine Kavallerie den Süden des Landes. Als er fünf Jahre später beim Eintritt in die Militärakademie erstmals in seinem Leben einer gründlichen Untersuchung unterzogen wurde, entdeckte das Auge des Röntgenstrahls in seiner linken Brustseite eine verkapselte Feindkugel. Bei der Operation erklärte Budjonny: „Die Kugel hat mir fünf Jahre lang nichts anhaben können. Bestimmt hätte ich sie noch für den Rest meines Lebens in Schach gehalten."



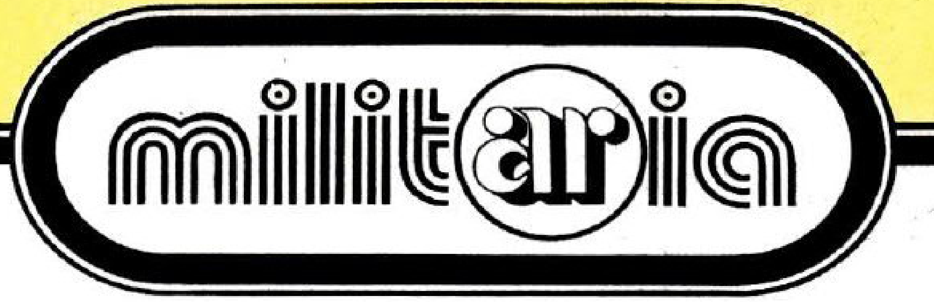
SANDRA MO



Mit neuem Stil und neuen Liedern

Autogramm-Anschrift: Ernst-Thälmann-Str. 6, Dresden, 8010

Bild: Günter Gueffroy



Landsknechte

Der Verfall und die Mißerfolge der Ritterheere veranlaßten den europäischen Feudaladel Ende des 15., Anfang des 16. Jahrhunderts, stehende Heere in Form von Söldnergliederungen zu Fuß zu schaffen. Damit einher verlief die Entwicklung zu mehr einheitlicher Bewaffnung in Sorten und Formen.

Der Anstoß, dem Fußvolk wieder mehr Achtung im Kriegswesen zu verschaffen, wird in den Erfolgen der zu Fuß fechtenden Schweizer gegenüber den mittelalterlichen Reitergeschwadern gesehen. Der römisch-deutsche Kaiser Maximilian I. (1459–1519) stellte nach diesem Vorbild ab 1482 (nach anderen Quellen ab 1485) eine von erprobten Führern formierte, disziplinierte Fußtruppe auf. Weil die Söldner dafür vor allem in rheinischen Städten, in Schwaben, im Allgäu, in Tirol sowie in anderen eigenen Ländern angeworben wurden, wird diese Truppe als nationales Heer bezeichnet. Es handelte sich also um deutsche Söldner zu Fuß „aus dem Land". Belegt ist, daß die Angehörigen der Truppe von Maximilian I. bereits 1485 als Landsknechte bezeichnet wurden. Das Landsknechtswesen bildete sich dann vor allem ab Beginn des 16. Jahrhunderts sehr schnell aus und blieb bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts typisch für das Söldnerwesen Europas.

Gliederung und Organisation

Gewöhnlich erteilte der Kriegsherr einem berühmten Krieger das Patent (Artikulsbrief) als Feldhauptmann (auch als Obrist bezeichnet), „ein Regiment Knechte aufzurichten". Dazu bestellte sich der Obrist einen Stellvertreter (Oberstleutnant) sowie Hauptleute. Den sich Meldenden zahlte man das Hand- oder Laufgeld aus und trug sie in die Musterrolle ein. Der Zulauf aus dem Städtebürgertum und der Bauernschaft war groß. Im Verlaufe der Zeit rekrutierten sich die Regimenter, die bald in den Dienst der einen, bald der anderen Kriegspartei traten, aus verarmten Bauern, Adligen, Plebejern und zunehmend aus deklassierten Elementen. Da die Formationen später immer mehr entarteten und aus käuflichem Gesindel bestanden, wird der Begriff Landsknechte heute sehr oft als Synonym für imperialistische Soldateska gebraucht. Im Verlaufe des 30jährigen Krieges verfiel das Landsknechtswesen; mit dem Aufkommen stehender Heere im 17. Jahrhundert verschwand es völlig.

Den Sold zahlte der Pfennigmeister aus: Spießträger erhielten monatlich 4 Gulden, Hauptleute 40, Obristen 400! Schlacht- oder Sturmsold gab es nach gewonnenen Aktionen.

Der Hauptmann befehligte ein Fähnlein, das aus 300 bis 500 Mann bestand. Zehn bis 15 Fähnlein, nach anderen Angaben bis zu 18, bildeten das Regiment, worunter das gesamte Landsknechtsheer zu verstehen war. Dem Hauptmann unterstand als Stellvertreter ein Leutnant. Gegliedert war das Fähnlein in Rotten zu je 10 bis 15 Mann. Jedes Fähnlein hatte einen Fähnrich und einen Feldweibel (auch Feldwaibel geschrieben), dem die taktische Ausbildung mit oblag. Je ein Furier, ein Führer zum Erkunden der Wege, ein Feldscher, ein Kaplan und ein Schreiber, außerdem zwei bis drei Spielleute gehörten zu jedem Fähnlein. Die ursprünglich eine Art Genossenschaft bildenden Landsknechtshaufen übernahmen von den Schweizern einige Organisations- und Führungsformen, entwickelten aber auch eigene Prinzipien der Struktur, die Ranghierarchie, die Verwaltung und Rechtsprechung. So hatten die Landsknechte eigene Schultheißengerichte mit zwölf Richtern und das sogenannte Recht mit den langen Spießen, wobei das Urteil durch Handaufheben gesprochen wurde. Die „Gemeinde", die Angehörigen eines Fähnleins, wählte ihre Vertrauenslaute in Form der Rottmeister und zwei Gemeinwaibeln.

Zum Stab des Obristen zählten der für das Gerichtswesen zuständige Schultheiß, der für die Sicherheit des Lagers verantwortliche Wachtmeister, weiterhin Quartiermeister, Pfennigmeister (Finanzen), Profoß (Ankläger, ihm unterstanden der Stockmeister und die Steckenknechte für die Leibesstrafen) und Obristwachtmeister (zuständig für die Gefechtsordnung). Dem Hurenweibel (eigentlich Hurenwaibel) mit Rennfähnrich und Rumormeister unterstand der Troß, der teilweise mit Bediensteten, Frauen, Kindern, Gauklern und Händlern sehr große Ausmaße angenommen haben soll.


Landsknecht mit Handbüchse
um 1500
Trommler um 1630
Landsknecht
um 1550
Das „Recht der langen Spieße“
(Urteilsvollstreckung)
Haufen


Fahnenträger
Pfeifer
Landsknecht
mit Hakenbüchse
Garköchin
(Sudlerin)
Marketenderzelt
Helmbarte
(Stangenwaffe)

Bewaffnung und Ausrüstung

Seine Bewaffnung und Ausrüstung mußte jeder Landsknecht selbst beschaffen. Von deren Qualität hing nicht zuletzt die Bezahlung ab. So erhielten sehr gut ausgerüstete und bereits kriegserfahrene Männer einen höheren Betrag ausgezahlt und galten als Doppelsöldner.
Zunächst trugen Landsknechte noch keine Schutzbekleidung. Erst im Laufe der Zeit kamen vor allem aus Leder gefertigte leichte Brustharnische in Gebrauch. Und es wurden auch eiserne Hüte getragen. Größtenteils bestand die Bewaffnung zuerst aus dem als Pinne bezeichneten langen Spieß, dem Landsknechtschwert und einem sehr kurzen starken Dolch, während einzelne Landsknechte mit dem Bidenhänder kämpften, dem zweihändigen Schwert zum Bahnbrechen.
Die Formen der Spießeisen waren mannigfaltig – es gab blattförmige, dolchförmige oder solche in Form des Froschmaules. Die Länge der naturfarbenen, wahrscheinlich gegen Wurmfraß imprägnierten Eschenholz-Schäfte betrug durchschnittlich 4,65 m, selten über 5 m. Der Spieß wog etwa 2,5 bis 3,27 kg. Nach dem geraden Kurzschwert des 15. Jahrhunderts bildete sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts das Landsknechtschwert heraus, dessen Klinge eine Länge von 50 bis 54 cm hatte. Die Spitze war meistens abgestumpft, der Handgriff kurz und mit einem fächerartig ausgebreiteten Knauf versehen. Eine lange Parierstange bildete den Handschutz. Sie war horizontal gebogen und wies kleine Endknaufe auf. In der Lederscheide wurde gewöhnlich neben dem Schwert das Besteck mitgeführt.
Sein Schwert trug der Landsknecht in der Magengegend im Gürtel. Rechts hinten befand sich, ebenfalls im Gürtel, der Dolch. Diese für den Stoß berechnete Blankwaffe mit kurzer Klinge diente bis in das 16. Jahrhundert als Nebenwaffe. Danach wurde sie – häufig mit dreispaltiger Springklinge versehen – vor allem als Schwertfänger benutzt und mit der linken Hand geführt. Der Landsknechtsdolch hatte gewöhnlich eine Länge von 55 cm. Der Bidenhänder oder Schlachtschwert dagegen hatte eine 175 cm lange Klinge. Scheiden gab es für die Zweihänder kaum, sie waren vielmehr völlig mit Leder oder Samt überzogen. Die schon im Verlaufe des 16. Jahrhunderts außer Gebrauch gekommenen Bidenhänder wurden dazu benutzt, von der Mauerhöhe herab die über Leitern eindringenden Soldaten zu bekämpfen sowie im hellen Haufen Breschen zu legen. Mit Bidenhändern ausgerüstete Doppelsöldner hatten zuletzt die Fahne und den Obristen zu schützen.
Während die Bedeutung des Bidenhänders also zurückging, nahm die der Feuerwaffen ständig zu. Während um 1500 nur etwa 10 Prozent der Landsknechte mit einer Arkebuse oder einem Luntenschloßgewehr ausgerüstet waren, besaß 100 Jahre später etwa jeder zweite solche Waffen. Sie dürften insbesondere auch die Armbrust verdrängt haben, mit denen beispielsweise die als Läufer oder verlorene Knechte bezeichneten Söldner kämpften; diese befanden sich außerhalb des viereckigen Haufens (heller Haufen).
Der Gevierthaufen stellte die taktische Grundeinheit der Landsknechte dar. In Massenübungen mit allen Waffen wurde trainiert, wie sich der Haufen bewegt und wie er zu kämpfen hat. Die ersten Reihen bildeten gewöhnlich die Doppelsöldner mit ihren Bidenhändern, dahinter standen die Spießträger oder Pikeniere. Die Armbrust- oder Feuerwaffenträger hatten zunächst ihren Platz vor den Haufen, später an deren Flanken und schließlich umsäumten sie diese. Während der Gevierthaufen mit seiner Vor- und Nachhut im Angriff versuchte, den Ausgang des Kampfes durch einen massiven Stoß für sich zu entscheiden, bildete er in der Verteidigung einen „Igel", indem die Pikeniere ihre Spieße vorstreckten.
Nicht selten wendeten die Landsknechte ihre Waffen bei ausbleibender Soldzahlung oder nach der Entlassung aus dem Kriegsdienst gegen ihre Kriegsherren oder gegen die Bevölkerung. Vor allem aus dem 16. Jahrhundert sind zahlreiche Beispiele für rohe Gewalttaten ehemaliger Landsknechte bekannt, die als räubernde Banden durch das Land zogen.
Laut zeitgenössischen Überlieferungen galt die Landsknechtstracht bei den Mitbürgern schon damals als abenteuerlich. Gekennzeichnet war die Bekleidung durch das geschlitzte Wams und Pluderhosen, Halbschuhe – als „Kuhmäuler" bezeichnet – und verwegen aufgesetzte Barette mit wallenden Straußenfedern.
Das Ende des 15. Jahrhunderts entstandene Landsknechtslied soll sich durch einen kecken, lebensfreudigen, wagemutigen und oft auch patriotischen Ton ausgezeichnet haben. Daneben gab es lyrische Töne in Liebesliedern, die vor allem vom Abschied und von Liebeslust handelten. Sie wurden als „Reuterliedlein" bezeichnet. Mit der Verwilderung der Landsknechtshaufen bildeten danach bestialische Roheiten, Geld- und Beutegier, Wegelagerer und Marodeurwesen die wesentlichen Inhalte der Landsknechtslieder.

Text: Wilfried Kopenhagen
Illustration: Karl-Heinz Döring



Dein Beruf



Schützenpanzer BMP

Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer



TOMAS MVNCER PREDIGER ZV ALSTET IN DVRINGEN

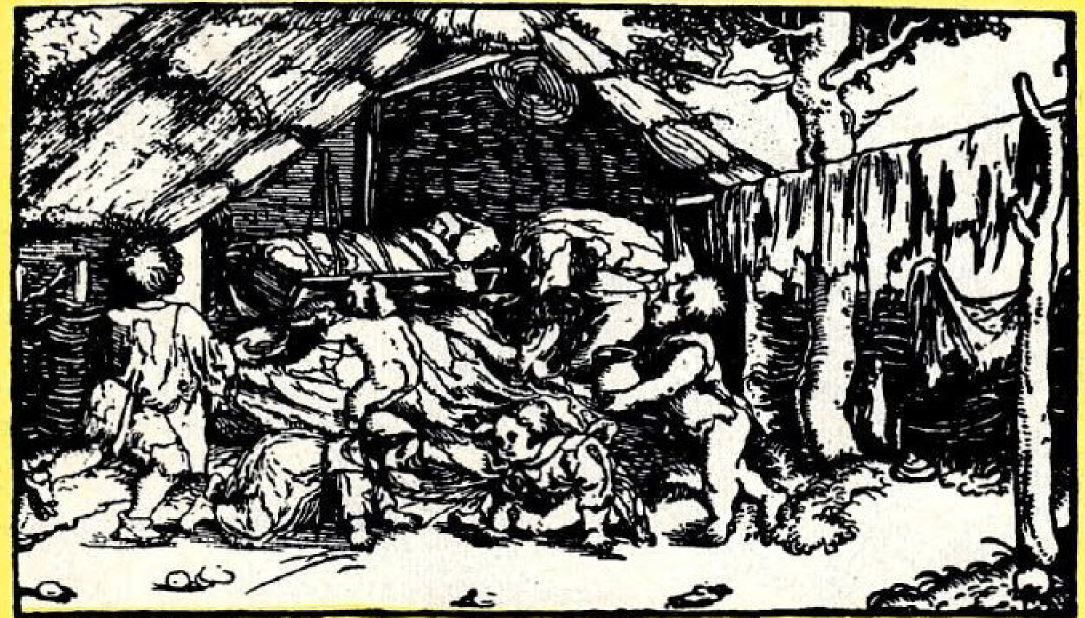
Wer in diesen Tagen Stolberg, Bad Frankenhausen, Mühlhausen oder Allstedt besucht, wird bemerken, daß sich besonders diese Orte auf ein festliches Ereignis vorbereiten. Es ist der 500. Geburtstag Thomas Müntzers. Vielerorts zwischen Thüringer Wald und Südharz stößt man auf Spuren, die die Revolutionäre von 1525, unter ihnen Müntzer, hinterlassen haben.

Thomas Müntzer, ein Sohn der Stadt Stolberg, lebte in einer Zeit tiefer gesellschaftlicher Widersprüche. Seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vollzogen sich in Europa wichtige wirtschaftliche und soziale Veränderungen. Naturwissenschaften und bildende Kunst nahmen einen enormen Aufschwung und erschütterten das hergebrachte Weltbild. Erinnert sei an Gelehrte wie Paracelsus, den Erforscher von Krankheitsursachen, oder Adam Ries, der Rechenbücher in deutscher Sprache schuf. Erinnert sei an Künstler wie Albrecht Dürer, Veit Stoß, Lucas Cranach d. Ä., deren epochales Werk zu den Säulen der Weltkultur zählt.

Dran, dran, dieweil das Feuer heiß ist!

Zum 500. Geburtstag von Thomas Müntzer



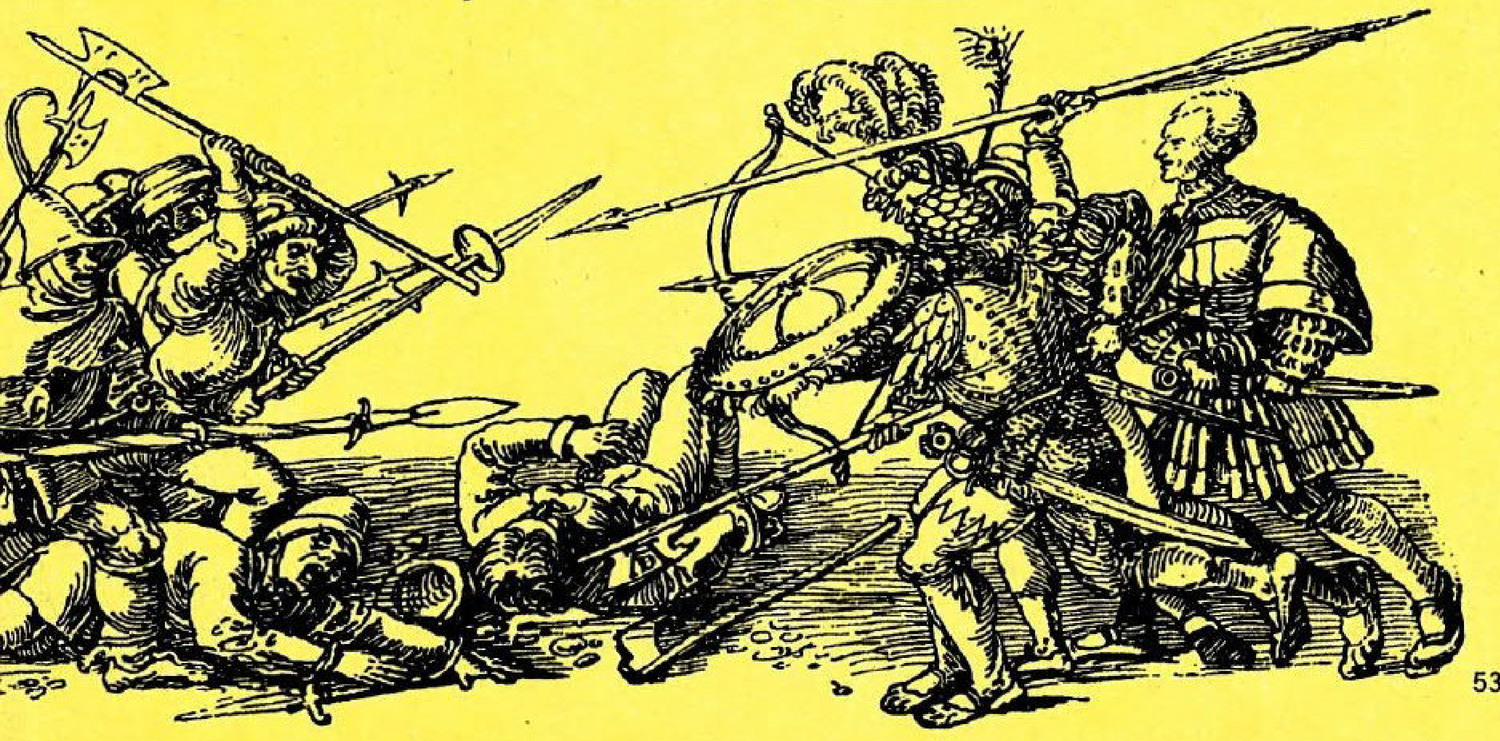


Die Kinder in den Dörfern hungerten ...
... Not und Elend herrschten in den Städten



Das „Heilige Römische Reich deutscher Nation" war in etwa 350 Territorien unterschiedlichster Art und Ausdehnung zersplittert. Die meisten Menschen lebten auf dem Lande, in materieller Not und Unwissenheit. Noch immer herrschte das Feudalsystem, aufrechterhalten von mächtigen Feudalherren. In den Städten wurde sie immer größer, die Kluft zwischen dem reichen Patriziat einerseits und den Handwerkszünften sowie erst recht den besitzlosen plebejischen Schichten andererseits. Auf den Schultern der Bauern und Plebejer, die besonders auch in den Ländern Thüringens in einem unerträglichen Maß ausgepreßt, ausgebeutet wurden, lasteten alle anderen Schichten der Gesellschaft. Der größte feudale Grundbesitzer war die Kirche mit dem Papst an der Spitze. Sie saugte die Gebiete und Gemeinden durch vielerlei erzwungene Abgaben aus. Vor allem aber diktierte sie das geistige Leben. Sie bestimmte, was und wie zu denken war. Ihre maßlose Allgewalt machte die Papstkirche

Albrecht Dürer: Kampfszene mit Bauern und Landsknechten



zum gemeinsamen Feind aller Unzufriedenen. Den entscheidenden Angriff gegen die Kirche als machtausübende Institution führte seit Ende 1517 Martin Luther. Nicht vor ihr solle der Christenmensch sich zu verantworten haben, sondern vor Gott, erklärte er. Ziel der Reformationsbewegung war, das Kräfteverhältnis zugunsten der weltlichen Herren und des aufstrebenden Bürgertums zu verändern.

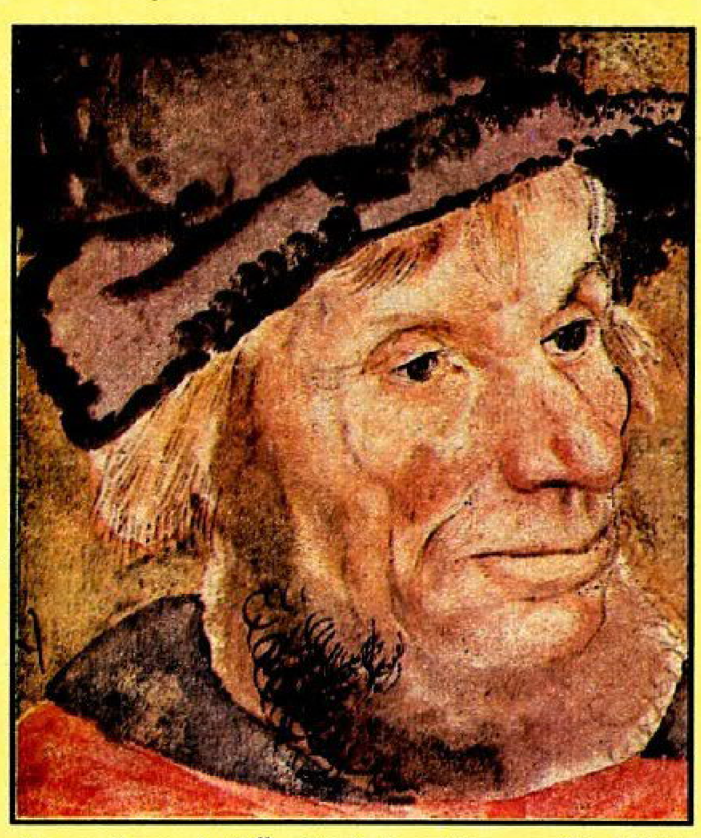
Als die Klassengegensätze innerhalb der reformatorischen Bewegung immer schärfer hervortraten, war es Thomas Müntzer, der das Geschehen bis zu seinen revolutionären Konsequenzen vorantrieb. Der Bauernkrieg 1524/1525 richtete sich also auch gegen die weltlichen Feudalmächte.

Müntzer hatte in Leipzig und Frankfurt/Oder studiert und den untersten akademischen Grad der Theologie erworben. Im Frühjahr 1519 trat er in Jüterbog gegen den Mönchsorden der Franziskaner auf, der die Reformation bekämpfte. Danach predigte er in Zwikkau, einer durch das Tuchgewerbe und den nahen erzgebirgischen Silberbergbau wirtschaftlich starken Stadt. Der Kontakt mit den Tuchgesellen bereicherte seine Erfahrungen. Es folgte ein Aufenhalt in Böhmen, wo die Ideen von Jan Hus noch lebendig waren. In seinem „Prager Manifest", einem frühen ideologischen Bekenntnis, prangerte Müntzer das Unvermögen der obrigkeitshörigen Geistlichen an, das Wort Gottes recht zu vermitteln. Bereits hier befand er das arme Volk für fähig, die Macht der „Gottlosen" zu brechen, jener, die in Saus und Braus, auf Kosten der ärmeren Schichten, also keineswegs nach den gepredigten Grundsätzen des Christentums lebten. „Aber am Volk zweifle ich nicht", schrieb er in der erweiterten deutschen Fassung jener Schrift.

Müntzer betrachtete die Lehren Luthers nunmehr immer kritischer. Er wollte nicht passiv wie jener abwarten, sondern streiten um das „Gottesreich", die christliche Gleichheit der Menschen. Dazu, zum Kampf, sah er sich durch die Bibel verpflichtet.

Ab Ostern 1523 predigte Müntzer in Allstedt, das zum Kurfürstentum Sachsen gehörte. Noch vor Luther und gegen dessen Willen durchbrach er die Regel, nach der die Messe nur in lateinischer Sprache gehalten werden durfte. Vor jeder Predigt las und übersetzte er ein Kapitel aus der Bibel, damit die Menschen sie kennenlernten und verstanden. Graf Ernst von Mansfeld, dessen Besitzungen um das Amt Allstedt lagen, verbot seinen Untertanen, zu Müntzers Predigten zu gehen. Mehr noch – er verlangte vom sächsischen Kurfürsten, ihn festnehmen zu lassen. Doch Müntzer blieb unerschrocken. Er verteidigte seine Lehre. In der sogenannten Fürstenpredigt appellierte er an die Regenten Kursachsens, die die Reformation tolerierten, die „Gottlosen zu vertilgen ... Wo sie aber das nicht tun, so wird ihn' das Schwert genommen".

Doch vergeblich hatte Müntzer gehofft, die Fürsten für seine Ideen gewinnen zu können. Mitte August 1524 weilte er in der Freien Reichsstadt Mühlhausen. Hier wurde unter seiner Mitwirkung



Lucas Cranach d. Ä.: Kopf eines Bauern. Um 1515

Außlegung des andern vnter schyds Danielis deß propheten gepredigt auffm schlos zu Alstet vor den tetigen thewren Herczogen vnd vorstehern zu Sachssen durch Thomă Müntzer diener des wordt gottes.

Alstedt

M. D. XXiiij.

Titelblatt von Müntzers „Fürstenpredigt"

der „Ewige Bund Gottes" gegründet. Dies war ein Kampfbund, militärisch organisiert, mit mehr als zweihundert Mitgliedern.

Vermutlich noch in Mühlhausen schrieb Müntzer die „Hochverursachte Schutzrede", seine Antwort auf Luthers „Brief an die Fürsten zu Sachsen von dem aufruhrischen Geist". Den Vorwurf, er wolle Aufruhr stiften, wies er energisch zurück: „Die Herren machen das selber, daß ihn' der arme Mann feind wird. Die Ursach des Aufruhrs wöllen sie nit wegtun ... die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Rauberei sein unser Herrn und Fürsten, nehmen alle Kreaturen zum Eigentum: die Fisch im Wasser, die Vögel im Luft, das Gewächs auf Erden". Von nun an war Müntzer ein bedrängter, ständig auf Flucht vorbereiteter Mann. Nach seiner Ausweisung aus Mühlhausen reiste er über Nürnberg in den Südwesten des Reiches, um, wie er später im Verhör angab, das Volk aufzuklären, wie man herrschen solle. Dort war der Bauernkrieg bereits entflammt. Ende Februar 1525 kehrte er nach Mühlhausen zurück. Die Stadt war inzwischen in den Händen der bürgerlichen Opposition. Unbeirrt mobilisierte Müntzer seine Anhänger. Die Allstedter Bürger rüttelte er wach: „Wie lange slaft ihr ... Es ist hoch Zeit ... Dran, dran, dieweil das Feuer heiß ist."

Indessen organisierte der Feind die Niederwerfung des Thüringer Aufstands. Die fürstlichen Truppen näherten sich Frankenhausen. Müntzer zog am 10. Mai mit dreihundert Mann zur Unterstützung des Bauernlagers. Am 15. Mai wurden die Aufständischen dort geschlagen. Grausam rächten sich jetzt die Sieger. Müntzer wurde aufgespürt und an Ernst von Mansfeld, seinen erbittertsten Feind, ausgeliefert. Am 27. Mai wurde Thomas Müntzer enthauptet. Er war fünfunddreißig Jahre alt, hinterließ Frau und Kind. Er war ein Mensch von ungeheurem Mut. Selbst unter der Folter hatte er seine Hoffnung nicht geleugnet: Omnia sunt communia – alles soll allen gemeinsam sein.

Thomas Müntzer verfocht selbstlos die Vision von einem Reich der Gerechtigkeit und Gleichheit. Das arme Volk war für ihn jene Kraft, die die feudalen Obrigkeiten, die Prasser, Ausbeuter, Menschenschinder, stürzen konnte, notfalls mit Waffengewalt.

Sein kühner Traum „Die Gewalt soll gegeben werden dem gemeinen Volk" hat sich in unserem Land erfüllt. Mit Müntzer ehren wir zugleich all jene, die mit ihm und nach ihm für dieses Ziel gelebt haben. „Denn was einmal gedacht worden ist, und es ist wahr, kann aus der Welt nicht verschwinden", wie es in Hans Pfeiffers biographischem Roman über Thomas Müntzer heißt.

Überall dort, wo entrechtete Menschen sich gegen die Verursacher ihrer Knechtschaft erheben, wird sie neu geboren und wird für sie gekämpft – die Vision der Befreiung von Ausbeutung und Unterdrückung, für die Thomas Müntzer in den Tod ging.

Text: Barbara Grebe
Bild: MBD/Grahn (1); Archiv



Auch auf Müntzers Kampf gründen sich die Traditionen, in denen unsere Streitkräfte stehen. Ein NVA-Truppenteil trägt seinen Namen.





FALKENZUCHT

Falken, so steht es im Lexikon, gehören zu den Greifvögeln. Sie sind schnell, bauen keinen Horst und sind nahezu in der ganzen Welt anzutreffen.

Letztgenanntes Charakteristikum hatten anscheinend die Konzerngewaltigen des USA-Luft- und Raumfahrtunternehmens General Dynamics, einem der ganz Großen im Rüstungsgeschäft, im Sinn, als sie einem ihrer Produkte den Namen „Fighting Falcon" gaben. Zu Deutsch also kämpfender Falke. Bei diesem besonderen Falken handelt es sich natürlich nicht um einen Vogel, sondern um ein Flugzeug. Ein Kampfflugzeug! Ein profitbringendes!

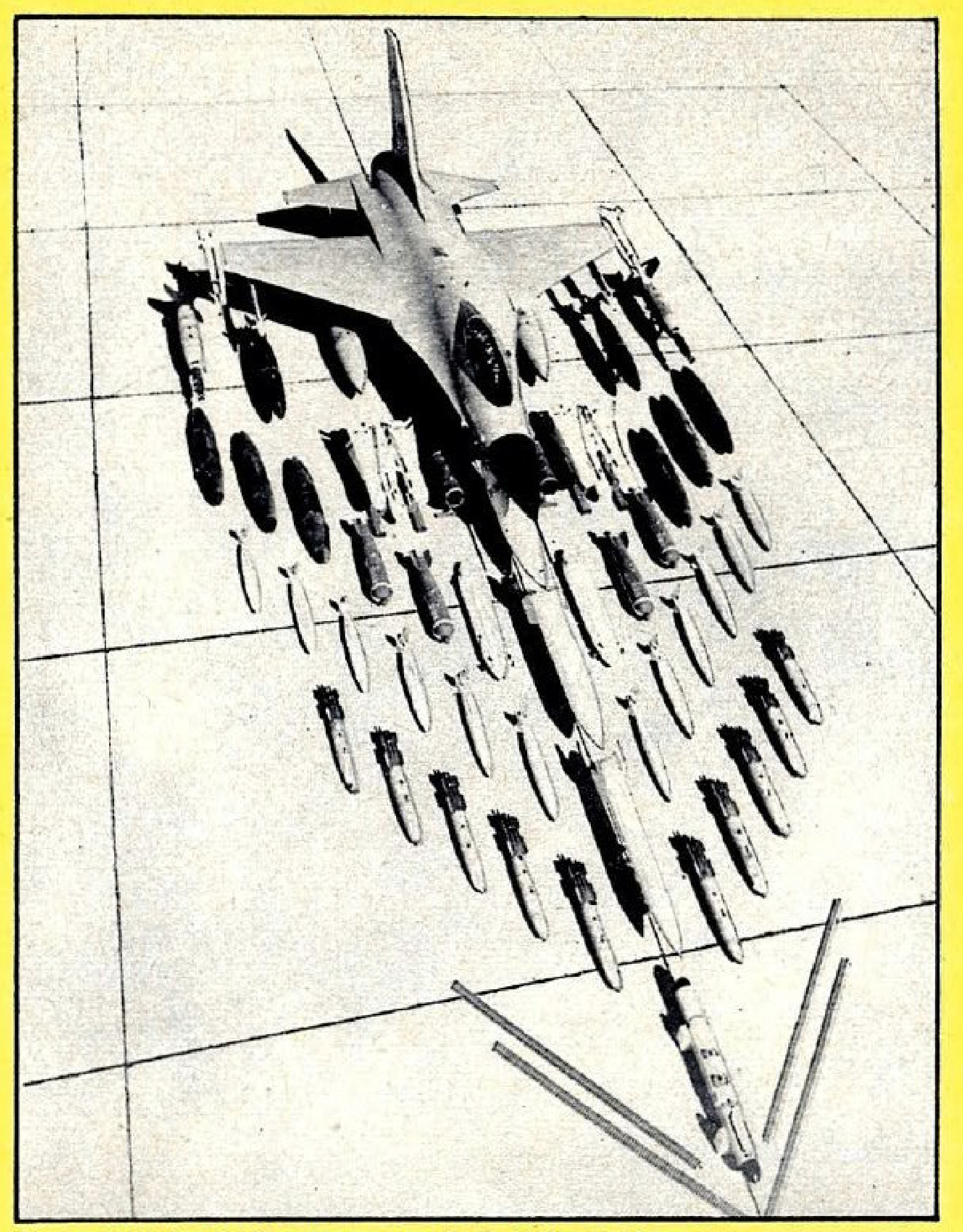
Im Jahre 1968 gaben die USA-Luftstreitkräfte die Entwicklung eines sogenannten Leichtjägers in Auftrag. Sie zogen damit eine Schlußfolgerung aus der bei ihrem Aggressionsfeldzug in Vietnam erlittenen Niederlage.

Für die führenden Luftrüstungskonzerne der USA stand fest: Die Produktion der geplanten Maschine wird ein Milliardengeschäft werden. General Dynamics entwarf die YF-16, die ihren Erstflug am 20. Januar 1974 absolvierte. Northrop als inländischer Konkurrent setzte die YF-17 dagegen, die am 9. Mai 1974 erstmals vom Boden abhob. Der französische Dassault-Breguet-Konzern entwickelte die Mirage F-1E und der schwedische Konzern Saab die Ja-37 Viggen. Der Wettbewerb wurde mit härtesten Bandagen geführt: Lobby-Leute, also solche, die von dem jeweiligen Konzern bezahlt werden, um dessen Interessen durchsetzen zu helfen, versuchten, den Politikern die Produkte ihrer Firmen regelrecht aufzudrängen. Anthony Sampson schrieb in seinem Buch „Die Waffenhändler": „Das Pentagon war entschlossen, seinen ganzen Einfluß auszuüben, um die Europäer zum Kauf eines amerikanischen Flugzeugs zu überreden, während auch der Kongreß immer ungehaltener

wurde, weil die Europäer nicht bereit waren, für ihre eigene Verteidigung zu bezahlen." Mit anderen Worten: Das in den USA produzierte Flugzeug sollte unbedingt auch von westeuropäischen NATO-Staaten gekauft werden. Damit hätten die Hersteller auf Jahre hinaus gefüllte Kassen, und die Vormachtstellung der USA wäre in diesem Bereich weiterhin gesichert. Kein Wunder, daß bei solchem Ränkespiel, in dem Politik und Geschäft auf besondere Weise verbunden sind, die ausländischen Konkurrenten bald auf der Strecke blieben. Das imperialistische Wolfsgesetz wirkte: der Stärkere setzte sich auch in diesem Falle durch.

Indem sich Dänemark, Norwegen, die Niederlande, Belgien und Spanien unter dem Druck der USA bereits vorab verpflichtet hatten, den neuen USA-Leichtjäger zu kaufen, war der profitable Weg für den Sieger frei. Von den beiden USA-Konkurrenten gewann General Dynamics den Wettlauf – seine Lobby hatte ganze Arbeit geleistet. Der Konzern, der etwa 87 000 Menschen beschäftigt, ist – zusammen mit McDonnell Douglas – nicht nur seit jeher Hauptlieferant von Kampfflugzeugen, sondern auch von atomar und konventionell angetriebenen Raketen-U-Schiffen. Außerdem ist er einer der bedeutendsten Hersteller von Raketensystemen unterschiedlicher Bauart.

Mit auch daraus erlangten Extra-Profiten konnte sich General Dy-



Bis zu 6915 kg Waffen kann eine F-16 A/B mitführen

Medien als „Hochleistungsflugzeug" bezeichneten Maschine innerhalb von knapp neun Jahren 44 abgestürzt sind, gingen die GM-Chefs nicht von ihrer Linie ab, das

gung, seit zwanzig Jahren wurde kein anderes Jagdflugzeug mit verschiedenen Triebwerken angeboten, und Anfang der neunziger Jahre wird dieses Muster in einer

zugleichen. Seinerzeit war die Bundeswehr mit der F 104 G Starfighter von Lockheed einen ähnlichen Weg gegangen: man stopfte die Maschine mit Elektronik voll, die Konstruktionsleermasse wuchs sprunghaft, die Flugstabilität sank – die F 104 G wurde aufgrund der vielen Abstürze zum „Witwenmacher".

In der alphabetischen Numerierung der F-16-Varianten ist man mittlerweile bei der F-Version angelangt. Im Rahmen einer regelrechten Falkenzucht sollen ständig neue Versionen herausgebracht werden, um Kundenwünschen zu entsprechen und mit profitverheißenden Mustern die Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. Als Hersteller eines bewährten Flugzeugs – so die Konzernphilosophie – könne man auch mit weiterentwickelten Modellen mithalten. „Nach den derzeitigen Planungen läuft die Beschaffung der F-16 für die USAF, die USA-Luftwaffe, 1995 aus, da im gleichen Jahr der Avanced Tactical Fighter (ATF) als Jagdflugzeug der neunziger Jahre die Einsatzreife erlangen soll. Jede Verzögerung des ATF-Programms würde jedoch eine Fortsetzung der F-16-Produktion nahelegen ... Schließlich werden die F-16-F und ihre Nachfolgemuster auch über diesen Zeitpunkt hinaus den Bedarf zahlreicher Exportkunden decken, die sich den teuren ATF nicht leisten können." So war es in der „Interavia" über die Zukunft des „Kämpfenden Falken" zu lesen. Interessant ist in

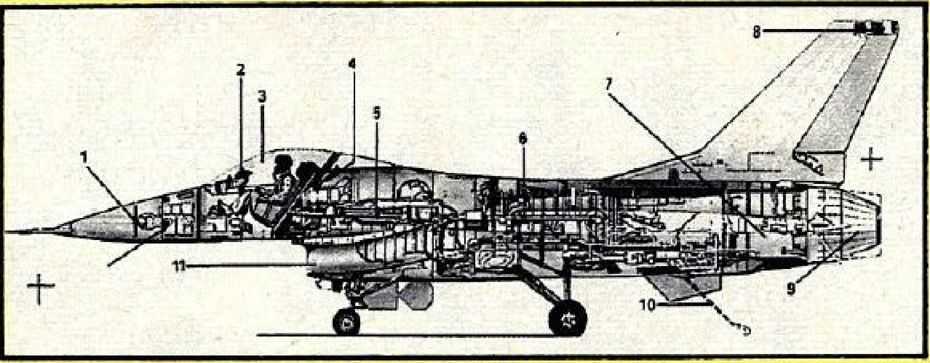
namics über Lobbyisten und damit zahlreiche personelle Querverbindungen wachsenden Einfluß auf Regierungsinstanzen sichern. Beispielsweise sind in acht beratenden Ausschüssen der USA-Regierung Vertreter des Rüstungsriesen „integriert" und beeinflussen staatliche Entscheidungen im Profitinteresse ihres Geldgebers.

Auch im Falle des „Falken" hatten die Bosse richtig kalkuliert. Das verausgabte Geld fand in der Folgezeit mehrfach wieder in die Konzernkasse zurück.

Der Eischlupf des neuen Vogels war für dessen Züchter lukrativ: Heute ist die F-16 – so die offizielle Bezeichnung der Maschine – eines der am meisten gebauten Kampfflugzeuge im NATO-Bereich. Allein die US-Luftstreitkräfte erhielten bis 1987 insgesamt 1 388 Maschinen. Heute fliegen in 12 Staaten die „Fighting Falcon"; zusammengenommen sind es weltweit über 3 700 Maschinen. Auch die durch ihre besonders brutale Luftkriegführung berüchtigte Luftwaffe des Aggressorstaates Israel besitzt die F-16.

Mittlerweile hat General Dynamics aus dem ursprünglichen Typ weitere Varianten entwickelt, wohl wissend, daß mit nur einer Version nicht auf Dauer das ganz große Geschäft zu machen ist. Aus dem einstmals konzipierten Leichtjäger ist so ein Jagdbomber geworden, der sich auch für den Transport von Kernwaffen hinter die gegnerischen Linien eignet.

Obwohl von der in westlichen



1 Funkmeßantenne, 2 Blickfelddarstellungsgerät, 3 Kabinendach, 4 Katapultsitz, 5 Sechsrohrige 20-mm-Maschinenkanone, 6 Luftbetankungsstutzen, 7 Triebwerk, 8 Funkmeßwarngerät, 9 Schubdüse, 10 Fanghaken für Trägerlandungen (geplant), 11 Lufteinlauf

Flugzeug „moderner", also auch „notwendig" teurer zu machen. Der Preis für einen F-16-Jagdbomber lag bereits Mitte der achtziger Jahre rund 20 Prozent über den ursprünglich veranschlagten 15 Millionen Dollar. 1985 schrieb die in der Schweiz erscheinende Zeitschrift „Interavia": „Die geplanten und bereits finanzierten Weiterentwicklungsprogramme erreichen inzwischen einen Umfang, der in neuerer Zeit beispiellos ist: Die Avionik befindet sich mitten in einer vollständigen Neuausle- erheblich kampfwertgesteigerten Konfiguration zur Verfügung stehen. Ziel der Weiterentwicklung ist ein schwerbewaffneter Langstreckenjäger mit der hervorragenden Wendigkeit des Ausgangsmusters."

Durch diese Veränderungen aber hat sich die Konstruktionsleermasse der F-16 seit der ersten Version F-16A kontinuierlich erhöht. Darum ist geplant, auch ein neues, stärkeres Triebwerk einzubauen, um die Flugleistungen denen der ersten Version wieder an-

Die Außenlastträger der F-16 XL sind am Tragwerk befestigt



diesem Zusammenhang die Tatsache, daß neue Waffensysteme bis an und über die Jahrtausendwende hinaus angepriesen und konstruiert werden – als sei es das Normalste in der Welt.

Eine Variante, die möglicherweise über die Schwelle unseres Jahrhunderts fliegen soll, ist die F-16XL. Bereits Anfang 1985 hatten F-16XL-Prototypen mehr als 600 Flugstunden absolviert. Aus Versuchen mit 150 verschiedenen Flügelformen entstand das gegenüber der F-16 mit 60 Quadratmetern doppelt so große Tragwerk. Der Rumpf wurde um 142 Zentimeter verlängert. Die neue Tragflügelform soll – bei gleichem Triebwerk und minimalen Veränderungen im Flugsteuersystem – geradezu erstaunliche Leistungsverbesserungen ergeben. Trotz doppelter Bombenlast soll die XL-Version einen um 44 Prozent größeren Aktionsradius haben. Insgesamt sollen am Rumpf und am Tragwerk 17 Außenlaststationen mit 29 Aufhängepunkten vorhanden sein. Also ein wahrer Wundervogel, der da gepäppelt wird? Gleichwohl: Wenn sich auch viele Parameter bis zu dessen Serienreife noch verändern sollten, eines ändert sich nicht: die „Kämpfenden Falken" sind nicht dazu angetan, den endlich eingeleiteten Prozeß einer realen Abrüstung auch im konventionellen Bereich voranzubringen.

Text: Rainer Friedrich
Bild: Archiv
Fotomontage: H. U. Kutzner


SCHWERIN
P-122



Soja spricht, Olga übersetzt

„Also das heißt ‚Pirog', ist ein offener Hefekuchen, bitte essen Sie noch ein Stück!" Vier Frauen versuchen, kaum daß wir den Fuß über die Schwelle gesetzt haben, uns mit selbstgebackenem Kuchen vollzustopfen, hergestellt nach russischem oder belorussischem oder ukrainischem Hausrezept. Ich hüte mich, da nochmal genauer nachzufragen, aus Angst, den reichlich aufgehäuften, duftenden und wohlschmeckenden Kuchen bis zum blanken Teller aufessen zu müssen, verflixte Kalorien.

Bald erfahre ich, daß die vier Mitstreiterinnen des Frauenrates eines Schweriner Truppenteils trotz ihres guten Kuchens keineswegs nur einem Backzirkel vorstehen. Soja Tschepikowa, die Chefin, gibt mir schnell Bescheid: „Wenn wir hier in der Dienststelle etwas zu klären haben, das über unsere eigenen Möglichkeiten hinausgeht, dann rede ich ohne Umschweife mit dem Kommandeur. Der hört immer sehr genau zu, denn er weiß, wie wichtig es ist, die Meinungen und Pläne, auch die Sorgen der Frauen zu kennen, die unser Shensowjet vertritt."



Vorsitzende Soja Tschepikowa

Was also klärt ein Frauenrat? Die Antwort ist einfach: alles, was für das Leben der Familien in einer Garnison wichtig ist, und vieles, was dem Wohlbefinden der Soldaten in der Kaserne nützen kann. Um in DDR-Begriffen zu reden: Er ist sowohl eine betriebliche Frauenkommission als auch die Vertretung der Frauen im Wohngebiet. Soja, die gelernte Psychiatriefürsorgerin aus Woronesh, trat als Rednerin auf der letztjährigen März-Friedenskundgebung der Schweriner Frauen auf und überbrachte die Grüße aller Frauen der sowjetischen Garnison. Soja sprach Russisch, ihre Übersetzerin heißt Olga Raschenikowa, eine Deutschlehrerin aus Jaroslawl, die nun im Standort Schwerin für alle Frauenräte zuständig ist. Das Ereignis war mit Bild und Text in der „Schweriner Volkszeitung" vermerkt, und der Zeitungsausschnitt fand seinen Platz im Tagebuch des Frauenrates.



Englischlehrerin Walentina Pronina

Zehn Frauen

Zehn Frauen machen im Rat mit, sind im Regiment von der Versammlung aller Frauen aus fünfzehn Kandidatinnen für zwei Jahre gewählt worden. Die Chefin, wiedergewählt, hat inzwischen über vier Jahre DDR- und Frauenratserfahrung, tritt selbstbewußt und sicher auf. „Soja ist ein Molodez, ein Prachtkerl, sie kann organisieren, alles geht bei ihr mit guten Worten", sagt ihre Stellvertreterin Larissa Golownja. Auch sie lebt schon vier Jahre hier, kommt



Zahnärztin Larissa Golownja

aus einer kleinen Stadt in der Ukraine, ist Zahnärztin. Zwei Jahre hat sie vertretungsweise im Lazarett gearbeitet, dann kam ein Militärzahnarzt und übernahm diese Planstelle. Seitdem hat Larissa mehr Zeit für die Familie und natürlich für die Ratsarbeit. Tatjana Kasakowa, die zweite Stellvertreterin, hat in der Heimat, in Tscheljabinsk, als Meister für Bekleidungstechnologie gearbeitet, erst in der DDR wurde sie Hausfrau. Natalja Golobewa ist Ärztin, Internistin. Sie stammt aus Westsibirien, aus der Nähe von Nowokusnezk, und für die Zeit in der DDR hilft sie bei der Musikerziehung im Kindergarten, denn sie spielt Klavier und singt gern. Beides kommt auch dem Regiments-Frauenchor „Rossijanatschka" zugute.

Nadeshda Doronina aus Rjasan arbeitet in ihrem Beruf. Sie ist Köchin und Konditorin, kocht nun im Kindergarten. Auch Ira Wlassowa wird bald dort arbeiten. Als Erzieherin, denn die ausgebildete Unterstufenlehrerin aus Omsk beherrscht das pädagogische Metier.



Kleiner Treff mit Ehemann Sergej, Starschina und Trommler im Regimentsorchester: „Was soll ich sagen, Soja hat viel zu tun!"

Schließlich die Jüngste der Frauen: Sie heißt Walentina Pronina, stammt aus Kiew. Seit einem Jahr lebt sie in Schwerin. Zu Hause hat sie an der Mittelschule Englisch unterrichtet. Jetzt kümmert sie sich um ihre fünfjährigen Zwillinge Maria und Jelena und natürlich um den Ehemann, der wie die Männer aller anderen Frauenratsmitglieder die Uniform eines Berufskaders der Sowjetarmee trägt.

Das Regiment – wie ein Dorf

Vier bis sechs Jahre bleiben die Berufssoldatenfamilien in der DDR. Beim Gang durch das Kasernengelände werden die Frauen unentwegt gegrüßt, anscheinend kennt sie vom Major bis zum jüngsten Soldaten hier jeder, es ist wie in einem Dorf. Soja erzählt, daß der Frauenrat immer gleich mit den Neuen Kontakt hat, zur Vereidigung Kuchen bäckt und auch Pelmeni macht, so für den festlichen Rahmen sorgt. Und jene jungen Soldaten, die wenig mit der russischen Sprache vertraut sind, erhalten Russischunterricht, der vom Rat in Abstimmung mit der militärischen Leitung organisiert wird. „Qualifizierte Lehrerinnen, die Zeit haben, gibt es immer, denn passende Arbeitsplätze für Frauen sind in den Dienststellen rar", erklärt uns Soja. Das sei logisch, denn selbstverständlich wird das Leben in der Gruppe von militärischen Erfordernissen bestimmt. So begreife ich die Losung am Stabsgebäude, die knapp und bündig lautet: „Umgestaltung – das ist Erhöhung der Gefechtsbereitschaft".

Der Frauenrat kümmert sich auch um die Vorbereitung der festlichen Soldatengeburtstage, ein langgeübter Brauch in der Sowjetarmee. Regelmäßig gibt es Abende zur Begrüßung der Neugeborenen. Natürlich hat niemand die Zahl jener Sowjetbürger ausgerechnet, in deren Ausweis ein Geburtsort mit dem Zusatz DDR steht, aber jedes Jahr kommt die Ortsangabe Schwerin einige dutzendmal auf die Geburtsurkunden sowjetischer Babys.

Die Frauen helfen einander bei Alltagsfragen, geben Neuankömmlingen Tips, wie man zu Gardinen, zu Tapeten oder zu Möbeln kommt. Zweimal im Monat werden Frauenversammlungen vom Rat organisiert. Da wird über die neueste Entwicklung in der Union gesprochen, da werden Filme gezeigt, Bildungsvorträge gehalten. Die Frauen berichten uns über Spendenaktionen für den sowjetischen Kinderfonds, für die Tschernobylopfer, für die Welthungerhilfe.

Älteste Auszeichnung und jüngste Idee

Die Mitglieder des Rates kennen sich aus in ihrer Auf-Zeit-Heimatstadt Schwerin, zeigen uns eine Menge schöner Ecken, vom Zippendorfer Sandstrand fast vor ihrer Haustür bis zur Schloßinsel und dem hübschen Cafepavillon im Schloßpark. Erzählen natürlich auch die Schloßführer-Geschichte von Zar Peter dem Großen, der einstens beim Großherzog zu Gast war und aus seinem Salon ins Dienerzimmer umgezogen sei, weil's ihm besser gefiel. Es scheint, so denke ich bei mir, auch bald keinen Ort mehr zu geben, wo Zar Peter nicht gewesen ist, fast wie Goethe oder Napoleon ... Soja Tschepikowa arbeitet in der Stadt, betreut in enger Zusammenarbeit mit deutschen Kollegen vom VEB Grünanlagen den sowjetischen Ehrenfriedhof, eine verantwortungsvolle Aufgabe.

Auf-Zeit-Heimat, das heißt für die sowjetischen Familien aber vor allem: Wohnbezirk Hundertvier. Sie wohnen mitten unter Deutschen auf dem Dreesch, dem größten Schweriner Neubaugebiet. Dort gibt es den Wohnbezirksausschuß der Nationalen Front mit seinem Leiter Klaus Wedler, Mitglied der Bauernpartei. Und der WBA besitzt nicht nur einen richtigen gedruckten Kopfbogen für die amtliche Post, sondern, viel wichtiger, beste Beziehungen zum Shensowjet. Klaus Wedler und seine Frau Erika sind es vor allem, die sie aufgebaut haben. Ehe ich mich versehe, umringen mich, während wir uns in der Grünanlage unterhalten, mehrere Mitstreiterinnen von WBA, Wohnparteiorganisation und von der DFD-Gruppe, und ich erfahre, was bei Einsnullvier alles so läuft. Von gemeinsamen Mach-mit-Aktionen ist da die Rede und von der Aufstellung eines Makarenko-Gedenksteins in der Grünanlage direkt vor dem Aufgang Makarenkostraße 26, dort, wo Familie Wedler wohnt. Gesprochen wird auch von der immer wieder praktizierten Alltagshilfe für die sowjetischen Familien bei der Ausgestaltung der Häuser. Als das Stichwort ‚gemeinsames Ferienlager' fällt, werde ich hellhörig:

Gut zwanzig Minuten flotte Autofahrt sind es bis Brüsewitz und zur dortigen Wilhelm-Pieck-Oberschule. Direktor Hans Ullrich ist ein guter Bekannter von Klaus Wedler, und so kam es zur Idee mit dem ersten deutsch-sowjetischen Ferienlager in Brüsewitz, einstmals erstes vollgenossenschaftliches Dorf Mecklenburgs. Die 35 Kinder der sowjetischen Schule schwärmen noch ein halbes Jahr später von den neuen Freunden aus Brüsewitz. Dank der Unterstützung des Gadebuscher Kreisschulrates klappte alles vorzüglich. Da waren Busfahrten nach Gadebusch, Rostock, Wismar und Güstrow. In Wismar besuchten alle das gerade im Hafen liegende sowjetische Motorschiff „Wassili Poschtschuk", und in der Güstrower Barlachgedenkstätte fand die Aufsichtskraft in der Hand von Barlachs Bettlerin-Plastik eine Menge Geldstücke der Kinder. Nun, man einigte sich, das Geld auf's Solikonto zu überweisen.

Eine andere Geschichte: In Grevesmühlen wohnt eine siebzigjährige Frau, deren verstorbener Ehemann Franz als Budjonnyreiter gekämpft hat. Die alte Genossin war, von Klaus Wedler eingeladen, nach Schwerin gekommen und zeigte beim gemeinsamen Abend eine fast siebzig Jahre alte Medaille, die ihr Mann damals als Auszeichnung erhalten hatte. Olga Raschenikowa schwärmt davon: „Sowas hatten wir bisher bloß im Museum gesehen, es ist die älteste Auszeichnung der Roten Armee. Jeder unserer Offiziere wollte sie unbedingt berühren. Ich habe darüber sogar über Radio Wolga gesprochen." Übrigens hat der Frauenrat auch eine Auszeichnung, eine ganz frische, denn kürzlich wurde er zu einem der besten der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in der DDR gekürt ...

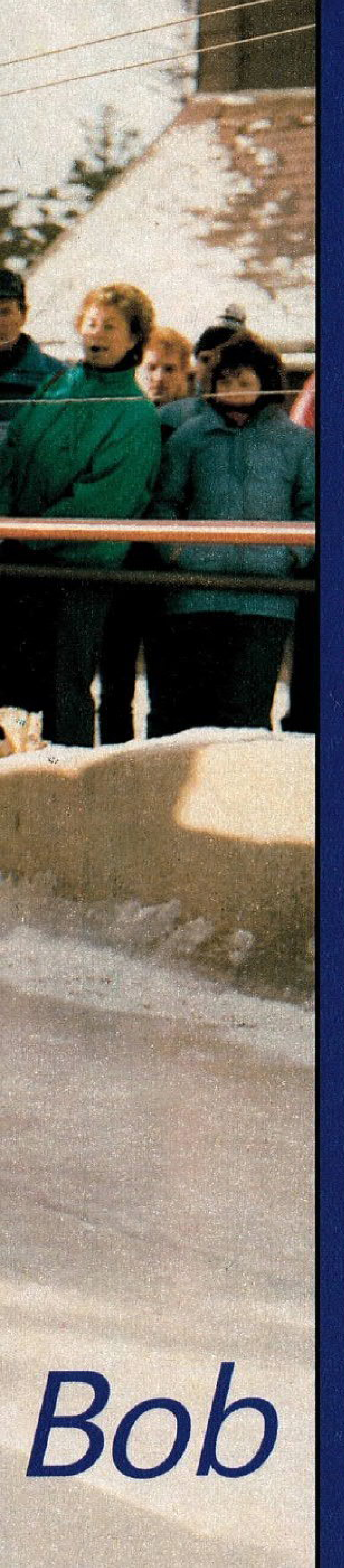
Text: Bernd Meyer
Bild: Manfred Uhlenhut





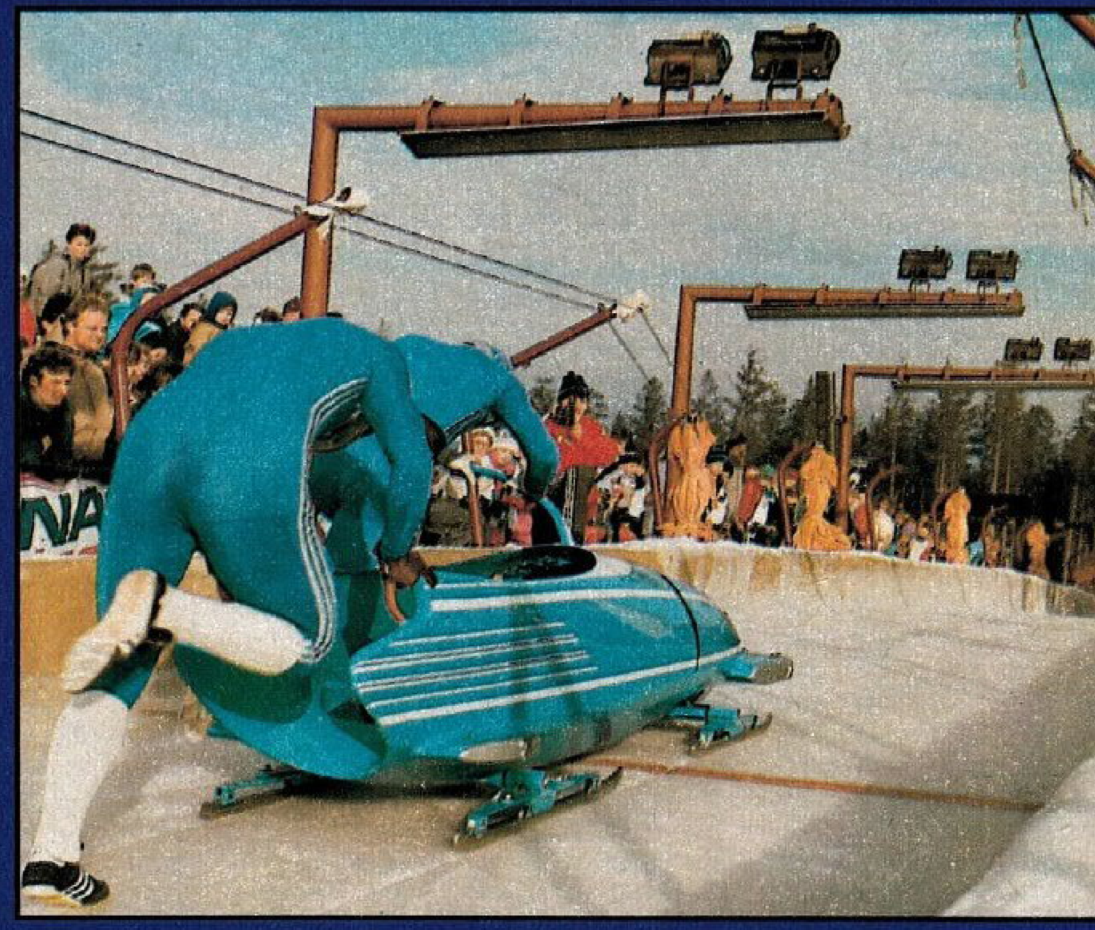
Gedanken zur Entwicklung und zum gegenwärtigen Stand des Bobsports beim ASK Vorwärts Oberhof von Günther Wirth mit Fotos von Manfred Uhlenhut

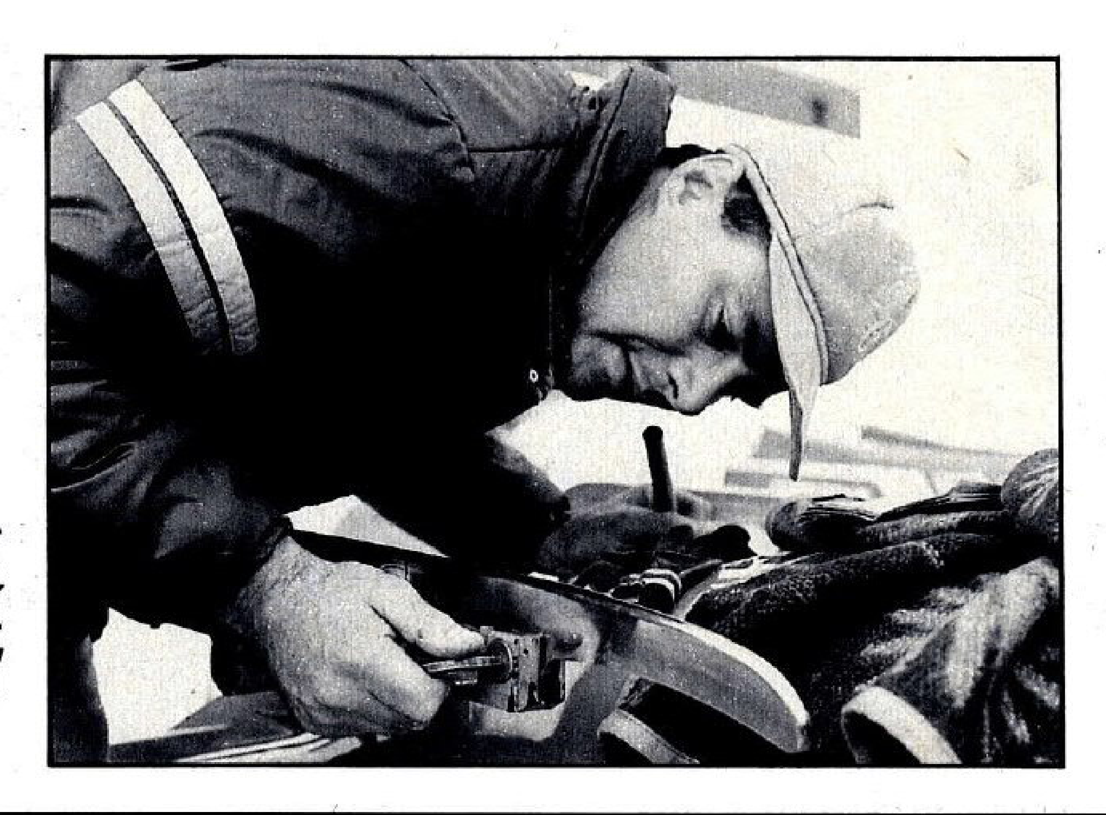
Faszination



Bob

„Eins, zwei, drei – los!“ Mit geballter gemeinsamer Kraft bringen die zwei (bzw. vier) Athleten ihr Wettkampfgerät in Schwung. Sie sprinten, was das Zeug hält. Nach vierzig, fünfzig Metern springen sie, genau aufeinander abgestimmt, auf ihre vorbestimmten Plätze im Schlitten. Die rasende Fahrt durch das Kurvenlabyrinth beginnt.
Der Pilot nimmt, über den Rand der Haube des Bobs blickend, die Bahn ins Visier, seine Mannschaftskameraden hinter ihm machen sich klein, tauchen völlig ab, um dem Fahrtwind keinen Widerstand zu bieten. Bis zu 150 Stundenkilometer (auf der superschnellen Bahn von Lake Placid zum Beispiel) erreichen sie. Nach dem Passieren der Ziel-Lichtschranke darf der Bremser, der ja eigentlich vor allem Anschieber und konzentrierter Mitfahrer ist, das erste und einzige Mal tatsächlich bremsen, um den Schlitten zum Stehen zu bringen. Die Athleten hieven sich aus dem Bob, legen die Integralhelme und damit ihre Wettkampfanonymität ab, klopfen einander auf die Schultern, umarmen sich – groß ist die Freude über eine gelungene, gute Fahrt und eine hervorragende Zeit …





Kufenpflege ist Filigranarbeit. Die „Pfleger" Wolfgang Hoppe und Bogdan Musiol bei der Arbeit.

Oft genug erlebt von Tausenden an der Rennstrecke und Millionen an den Fernsehbildschirmen, wenn in dieser Saison und in den vergangenen Jahren DDR-Bobsportler – was da zugleich heißt: Armeesportler aus Oberhof – am Start waren. Dabei gibt es den hochleistungsmäßig betriebenen Bobsport in unserem Lande erst eine relativ kurze Zeit. Was sind schon fünfzehn Jahre, wenn es darum geht, nach einem Neubeginn eine internationale Spitzenposition zu erreichen und zu behaupten! Aber die Bob-Entwicklung vollzog sich beim Armeesportklub auf der Oberhofer Höh' in nahezu sensationellem Tempo.

Auf der 1971 eingeweihten neuen, künstlich vereisten Rennschlittenbahn sollte man doch eigentlich auch mit dem Bob fahren können, sagten sich einige Enthusiasten. Und man konnte, mit einem Zweier zumindest. Im Frühjahr 1973 gab es erste Tests. Erich Enders, ehemaliger Rennschlittensportler, heute noch Cheftrainer der ASK-Bobathleten, war sozusagen der Testpilot und erster Trainer. Mit Horst Hörnlein kam ein weiterer Rennschlittenmann, Olympiasieger 1972 und Weltmeister 1973, als Trainer hinzu. Dann auch schon bald der legendäre Meinhard Nehmer, dessen Laufbahn als Speerwerfer beim ASK Potsdam keine Perspektive mehr hatte und der sich im neuen Metier sehr schnell zu einem der besten Piloten aller Zeiten entwickelte. 1974 trauten sie sich erstmals auf eine ausländische Bahn.

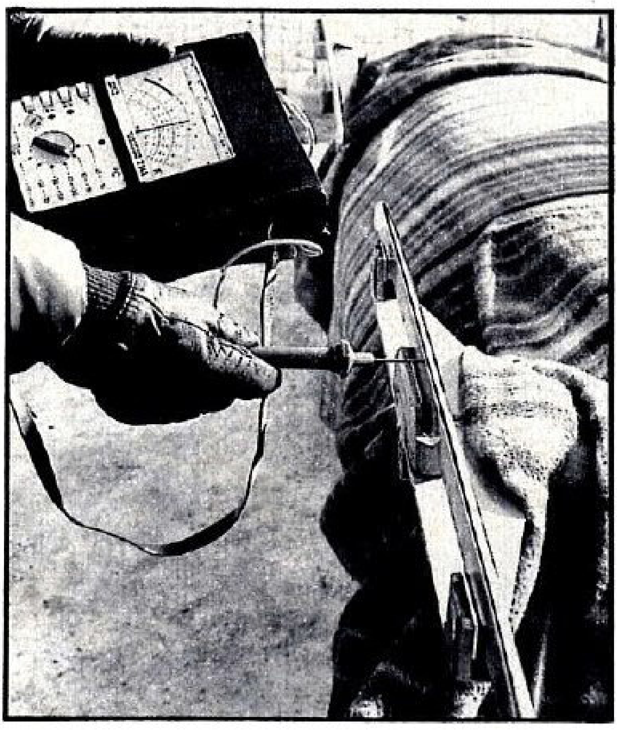
Cervinia, als Naturbahn schneller und mit völlig anderem Profil als die heimische Oberhofer Kunsteisbahn, stellte natürlich ganz neue Anforderungen. Von den Etablierten der internationalen Bobszene aus Italien, Österreich, der Schweiz und der BRD noch etwas mitleidig belächelt, tasteten sich die Oberhofer Bob-Neulinge vorsichtig mit Starts zuerst von halber Höhe, und während der Fahrt tatsächlich noch bremsend, an die ungewohnten Geschwindigkeiten heran. 1975, beim Weltmeisterschaftseinstand, wieder in Cervinia, lächelte niemand mehr. Jeweils der fünfte Platz im Zweier und Vierer – da horchte man schon auf. Und ein weiteres Jahr später, bei den Olympischen Spielen in Innsbruck, schockte Meinhard Nehmer mit seinen Zweier- und Viererkollektiven die gesamte Weltelite und die Fachleute: Doppelolympiasieger, nach gerade mal drei Trainings- und Wettkampfjahren in einer neuen, ungewohnten Sportart. Seitdem waren die ASK-Bobsportler immer dabei, wenn die Medaillen bei Olympischen Spielen, Welt- und Europameisterschaften verteilt wurden. Sie sind in der Bob-Welt anerkannt, und in der Achtung und Gunst der Sportanhänger unseres Landes stehen sie ganz oben. Sicher nicht allein der Siege wegen.

Was fasziniert die Leute so an dieser Sportart? Tempo und Rasanz der Fahrt durch die engen Kurven, die „Kreisel" und langen Geraden? Schönheit und Eleganz der schweren und zugleich schnittigen Geräte? Das Außergewöhnliche des Bobsports, das Gefühl, daß da Leute ein ganz tolle Sache machen, die für einen selbst unerreichbar, nicht machbar ist?

Sicher von jedem ein bißchen. Vor allem aber wohl die Bewunderung für Mut und Können dieser Top-Athleten, die sich zudem ganz und gar nicht als „unerreichbare", sondern als ganz normale, sympathische, faire Sportsleute erweisen.

Immer waren und sind ihre Erfolge das gemeinsame Werk verschworener Kollektive – mit hervorragenden, vielleicht sogar Ausnahme-Sportlern auf der entscheidenden Position, dem Pilotensitz. Meinhard Nehmer, Bernhard Germeshausen, Bernhard Lehmann, Horst Schönau, Detlef Richter, Wolfgang Hoppe – Athleten an den Lenkseilen der Bobs beim ASK, die die Kontinuität der Erfolge von 1976 bis heute nie





Die Temperatur der Kufen darf höchstens vier Grad über der einer am Start angebrachten Meßkufe liegen.

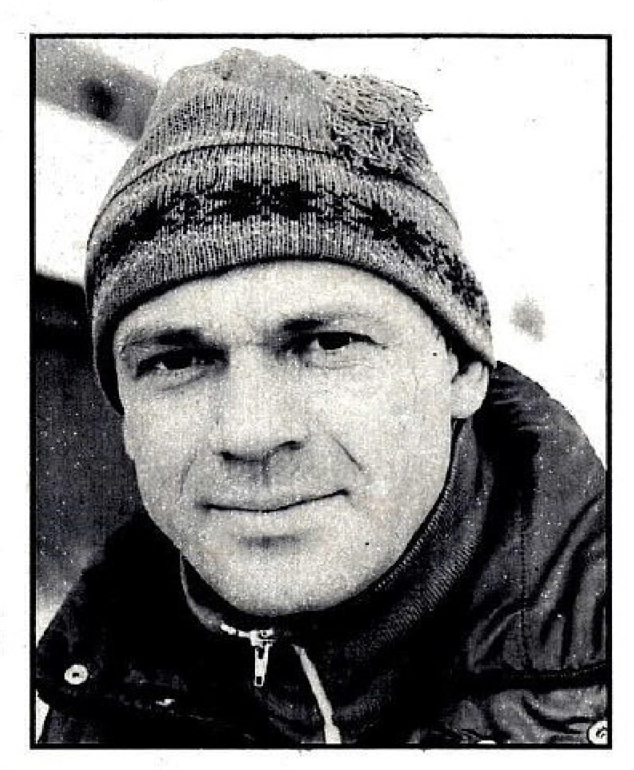
abreißen ließen. Und die Männer, die hinter ihnen im Schlitten sitzen? Sind sie – so, wie sie sich während der Fahrt hinter dem „ersten Mann" im Bob verstecken – neben den schillernden Persönlichkeiten der Piloten ein bißchen die wenig beachteten „grauen Mäuse"? Eine etwas diffizile Frage, die am besten die Aktiven selbst beantworten können.

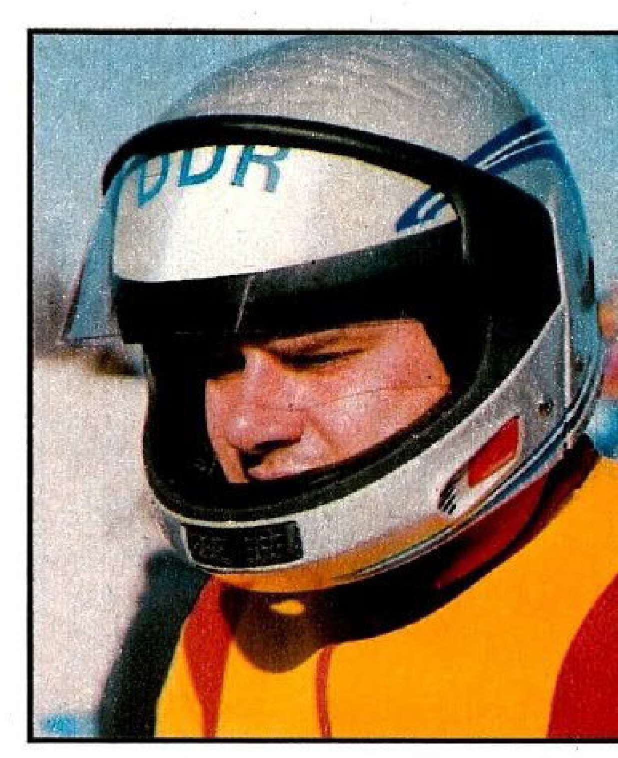
Hoppe-Trainer Raimund Bethge, 1977 als Bremser bei Meinhard Nehmer selbst Weltmeister: „Erfolg und Leistung setzen sich aus verschiedenen Faktoren zusammen – Qualität des Geräts, Kollektivität, Athletik, vor allem beim Anschieben, und das fahrerische Können des Mannes an den Lenkseilen. Entscheidend dabei ist der Pilot. Auch der beste, schnellste Anschieber ist letztlich von den Fahrkünsten des Piloten abhängig, der natürlich, auch das sollte man nicht vergessen, genauso Athlet sein muß."

Hauptmann Bogdan Musiol, seit zwölf Jahren dabei und als Bremser hinter Superpiloten wie Nehmer, Schönau, Lehmann und nun Hoppe mit olympischen sowie Welt- und Europameisterschaftsmedaillen en gros dekoriert: „Klar, die Aufgabe als Pilot ist attraktiver, interessanter, schöner und letztlich auch wichtiger. Er steht

Faszination Bob

Meisterpiloten des ASK: Detlef Richter und Wolfgang Hoppe.

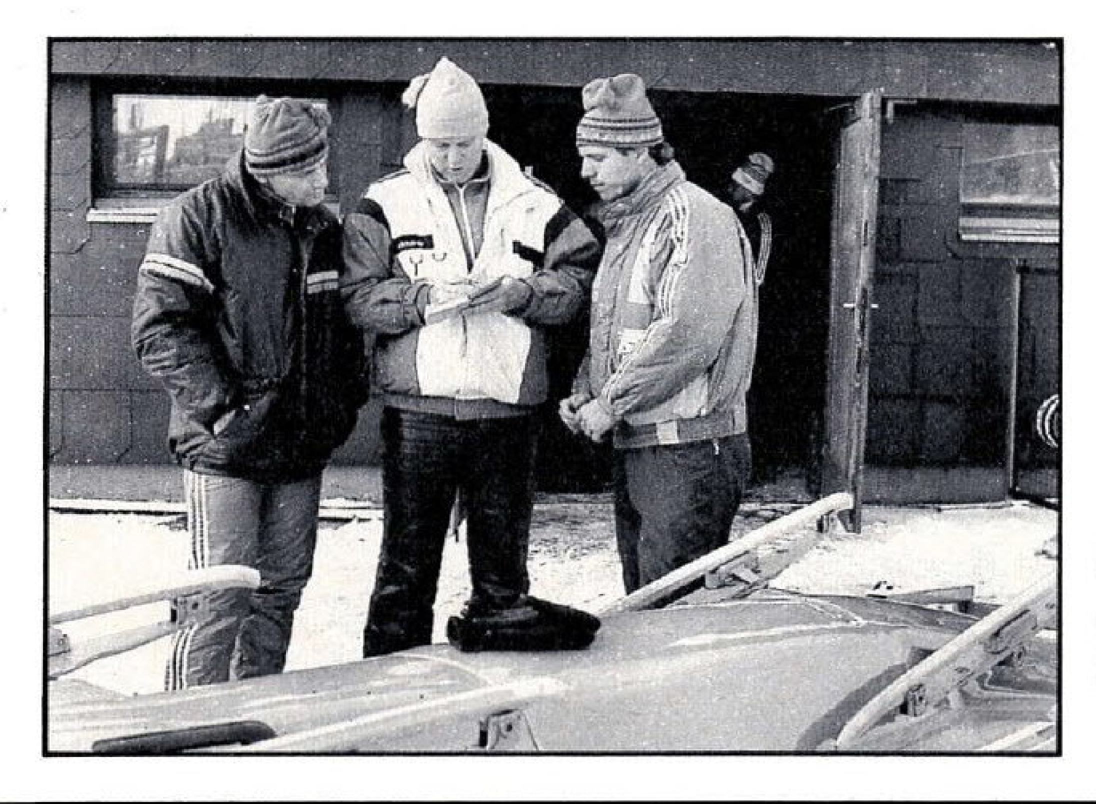




immer im Mittelpunkt. Dafür wird die Schuld für eine schlechte Fahrt aber auch zuerst ihm angelastet. Doch ohne das Kollektiv geht's eben nicht. Ich habe stets alle meine Fähigkeiten eingesetzt, alles für den Erfolg der Mannschaft gegeben und somit auch Freude und Befriedigung gefunden."

Und ergänzt wird er noch einmal von Trainer Raimund Bethge: „Gönnen wir dem Piloten in einem festen Kollektiv mit wohlabgestimmter Aufgabenverteilung den Platz ‚an der Sonne', schließlich trägt er die Hauptverantwortung für den Erfolg und nicht zuletzt auch für die Gesundheit der Mannschaft. Ein Sturz – durch einen Fahrfehler ausgelöst – kann bei Tempo einhundertvierzig böse ausgehen."

Wolfgang Hoppe selbst enthält sich der Stimme bei solchen Diskussionen, die die besondere Rolle des Piloten betonen – in sympathischer Bescheidenheit. Er hebt dafür vor allem die Bedeutung eines guten Kollektivs hervor: „Das hat die Bob-Truppe des ASK eigentlich immer ausgezeichnet: Wenn im Vorfeld der Saison neue Besatzungen zusammengestellt werden müssen, kämpft jeder mit großem Ehrgeiz um einen Platz im Bob; ist ja klar, wer möchte nicht dabei sein,



Kurvenanalyse – Trainer Raimund Bethge mit seiner Zweierbesatzung Detlef Richter Mario Hoyer.

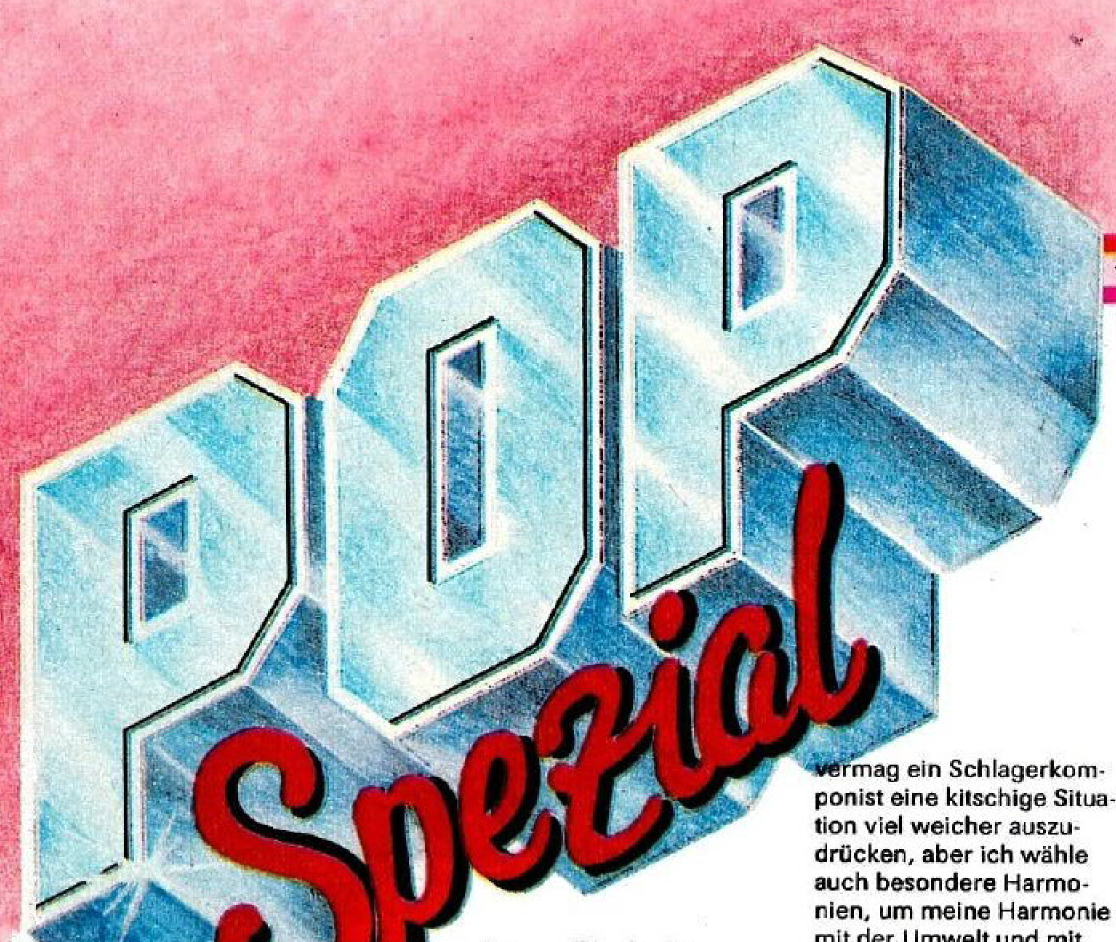
wenn es dann zu den Wettkämpfen auf die Bahnen der Welt geht. Stehen aber die Mannschaften, ordnen sich alle bereitwillig unter. Jeder hilft, damit sich die WM-Starter optimal vorbereiten können. Und innerhalb der Kollektive muß ja auch alles stimmen. Die Vier beziehungsweise Zwei in einem Schlitten müssen harmonieren wie ein Mann. In jeder Beziehung – im Umgang miteinander, beim Training und natürlich im Wettkampf."

Und im Vierer von Hauptmann Wolfgang Hoppe stimmt's. Zu den erfahrenen Bremsern Hauptmann Bogdan Musiol und Oberleutnant Ingo Voge gesellte sich in dieser Saison ein neuer Mann: Gefreiter René Hannemann. Der erst 20jährige Modellathlet, 1,88 m groß und 80 kg schwer, bis zum August 1987 noch Weit- und Dreispringer beim ASK Potsdam, hat sich blendend eingeführt. Gleich in seiner ersten Bob-Saison 1988 wurde er mit dem Viererbob von Volker Dietrich Vize-Europameister. „Daß ich aber so schnell in den Bob DDR I von Wolfgang Hoppe kommen könnte, daran hatte ich nicht einmal zu denken gewagt", staunt er im nachhinein selbst. „Obwohl ich ja elf Jahre jünger bin als die anderen drei, bin ich voll akzeptiert, von einem ganz tollen Kollektiv. Meine Aufgabe ist es zwar vor allem, schnell zu rennen, aber das tun wir ja beim Start gemeinsam, und der Laufbursche für die anderen bin ich deshalb durchaus nicht." Also, um noch einmal auf oben gestellte Frage zurückzukommen – er ist alles andere als eine „graue Maus".

Und wer wollte solches gar von einem Mann wie Dietmar Schauerhammer behaupten! Wer Hoppe sagte, sagte auch Schauerhammer – zwei Namen, ein Begriff. Über viele Jahre ein prächtig harmonierendes Paar, das Bob-Geschichte geschrieben hat: Doppelolympiasieger 1984, vielfache Welt- und Europameister. Leider mußte der immer fröhliche Dietmar nach der Olympiasaison 1988 aus dem Bob steigen. Seinen Platz hinter Wolfgang Hoppe hat Bogdan Musiol eingenommen. Ein Paar noch mit Zukunft, obwohl beide bereits fast im Dutzend Medaillen gesammelt haben und inzwischen 31 Jahre alt sind. Aber was bedeutet das schon? Gerade die dreißiger sind doch für Piloten von der Klasse eines Hoppe die „goldenen" Jahre, siehe Meinhard Nehmer, Bernhard Lehmann oder die berühmten Schweizer Hiltebrandt, Schärer oder Pichler.

Worin das besondere Können des Mannes an den Lenkseilen liegt und wie man es sich aneignen kann, weiß keiner so recht zu definieren. Wie in kaum einer anderen Sportart sind hier Talent, Intuition, Gespür notwendig, um die Bahn zu beherrschen, um in Sekundenbruchteilen auf ständig neue Bedingungen richtig, vorausschauend, möglichst millimetergenau zu reagieren. Erfahrungen machen da wohl eine Menge aus, aber das perfekte Steuern schulmäßig zu erlernen ist kaum möglich. Man hat's, oder man hat's nicht – wohlgemerkt, um ein ganz Großer zu werden. Wolfgang Hoppe ist eine solche Ausnahmeerscheinung. Neben ihm haben Raimund Bethge und sein ASK-Trainerkollege Dr. Wolfgang Müller zur Zeit mit dem erfahrenen und erfolgreichen Detlef Richter und dem ehemaligen Rennschlittensportler Volker Dietrich solide Piloten internationalen Formats unter ihren Fittichen. „Aber noch ist niemand in Sicht", sagt Raimund Bethge, „der einen Wolfgang Hoppe ersetzen könnte. Wir wollen in Zukunft versuchen, die Neuen nicht nur in der Athletik, sondern auch als Piloten zu testen, oder langjährige Bremser zu probieren. Auch Wolfgang hilft, gibt Hinweise an die Jüngeren. Aber es gehört eben auch eine gehörige Portion Glück dazu, eine echte Perle zu finden."

Wünschen wir ihnen dieses Glück und weiterhin den Erfolg, der die ASK-Bobsportler nun schon seit rund fünfzehn Jahren begleitet.





Dieter Wiesjahn

Geselligkeit

Gedanken eines Hard-Rock-Musikers vor seinem Gespräch mit Hartmut Kanter

Er weiß, daß ich Dieter Wiesjahn heiße. Daß ich bis Anfang '75 beim Peter-Holten-Sextett war und dann „Babylon" gründete, werde ich so nebenbei erwähnen. Dann kommt sicher, warum ich Hard Rock mache. Eine seltsame Frage.
Ich glaube, die meisten wissen gar nicht, daß man mit dieser Musik – wie mit jeder anderen – eine Stimmung ausdrücken und sie auf andere übertragen kann. Selbstverständlich vermag ein Schlagerkomponist eine kitschige Situation viel weicher auszudrücken, aber ich wähle auch besondere Harmonien, um meine Harmonie mit der Umwelt und mit meiner Gesellschaft über die Rampe zu bringen. Klar, das ist immer etwas lauter. Doch gerade das ist es ja, was so'n richtiger Hard-Rock-Typ liebt – und Hard Rock ist nun mal nicht der einzelne Titel, die einzelne Note; Hard Rock ist ein Lebensgefühl, muß in die Tiefe gehen und Emotionen wecken. Aufwühlen ist wohl das richtige Wort. Ich weiß nicht, ob ich's immer packe, aber die Leser von AR könnten es mir ja mal schreiben. Zum Beispiel ihre Meinung zu „Freitagabend" auf unserer LP „Dynamit". Die Musik dazu ist mir bei einer Seilbahnfahrt in Thale eingefallen. Ich wurde mir plötzlich der Schönheit unseres Landes bewußt – der weite Blick, das Ruckeln der Bahn, die Erde, die unter mir zurückblieb ... Ich mußte schreiben.
Und so entstehen bei mir fast alle Musiken. Habe ich etwas Schönes erlebt, suche ich nach Farben wie ein Maler, um meine Stimmung zu gestalten. Danach kommt's freilich auf den Zuhörer an: Ist er ein Hard Rocker und habe ich – um beim Bild zu bleiben – den richtigen Farbtopf, den zweckmäßigsten Pinsel und eine gut präparierte Leinwand gewählt, geht die Kommunikation nach Hard-Rock-Art los. Da erinnere ich mich immer wieder an Konzerte in der Sowjetunion: In den Sälen – Leute





Reinhard Fißler, einst Sänger bei Stern Meißen, ist seit einiger Zeit mit seiner *Fißler-Gang* on tour. Die kleine Band verarbeitet kreativ neue internationale Tendenzen in der Popmusik, besticht mit Vielseitigkeit, modernen Arrangements und einem Super-Sound. Eigene Titel sind zumeist Kompositionen von Fißler, die im Team weiter bearbeitet werden. Das Konzertprogramm, besonders geeignet für NVA-Klubs und Diskotheken, steht unter dem Motto: „Sound, Songs & Dancing". Musikalische Leckerbissen: der Remix von „Kampf um den Südpol" und viele Reggae & Funky-Titel. Die Fißler-Gang ist besetzt mit Heinz Prüfer (g), Andreas Raab (keyb, Computer, Sampler) und Reinhard Fißler (g, voc).

Die Fißler-Gang

Die Gaststars auf dem 37. Album der 4 Gentleman „The Four Tops", dieser seit 36 Jahren bestehenden legendären Motown-Gruppe, sind Aretha Franklin, Smokey Robinson, Huey Lewis und Phil Collins.

Superstar Prince hat vor einiger Zeit das große Geheimnis um sein „Black Album", das er einstampfen ließ, gelüftet. Vor etwa 600 Fans erklärte er bei seinem Intim-Konzert in Hamburg: „Auf dem Album ging es nur um Sex. Mir ist inzwischen klar, daß Sex ohne Liebe ein Nichts ist. Deshalb habe ich ‚Lovesexy' gemacht – das ist Sex und Liebe."



von 10 bis 50 Jahren, die mit dem Hard Rock das große gemeinschaftliche Erlebnis hatten. Bei Blasmusik und Bier würde man von Geselligkeit reden. Und genau das ist's! Ich weiß auch gar nicht, weshalb ein paar Veranstalter stets Angst haben vor einem Hard-Rock-Konzert. Gewiß können manche Leute zwischen ausgelassener Stimmung beim Hard Rock und oft anzutreffender Aggressivität des Publikums bei Heavy-Metal-Konzerten nicht unterscheiden. Die aber sehen auch sonst nicht die feinen Unterschiede, sondern denken immer: Lederhosen sind Lederhosen, und Nieten sind Nieten. Bei mir sind die Nieten Modeschmuck, nicht Erkennungszeichen für Brutalität. Hard Rock und Heavy Metal sind keine Zwillinge.
Was wird der Hartmut noch fragen? Natürlich, wer die Bandmitglieder sind. Also: Unser Sänger ist Detlef Volquardsen, Carsten Heinrich rührt die Trommel, Hubert Ranft schlägt den Baß und der Wolfgang Densky und ich die Gitarre. Schließlich werde ich dem Hartmut noch sagen, daß wir 100 Aufkleber, Autogrammkarten und Poster für jene AR-Leser bereithalten, die uns ihren Marsch zu unserer LP blasen. Und dann will ich keinesfalls unseren Gruß an die Genossen Soldaten Hard-Rocker vergessen!
(Das nachfolgende Geprāch zwischen Dieter und Hartmut dauerte vier Stunden – d. R.)



Gruppe Babylon: Dieter Wiesjahn, Grimnitzstr. 12, Berlin 1157 + *Schmidt's Circus Eros:* Ralph Schmidt, Dorfstr., Zützen 1321 + *Fißler-Gang:* Karl Heinz Ulbrich, Florastr. 40, Berlin 1100 + *Antje & Markus:* Markus Kirscht, J.-R.-Becher-Str. 51, Karl-Marx-Stadt 9005 + *Susann:* M. Weiland, Stavanger Str. 3, Berlin 1071 + *Willy's Show Band:* Günther Rothe, E.-Thälmann-Str. 47, Panitzsch 7101 + *M. Jones Band:* Thomas Arndt, Postf. 3, Berlin 1071



Heavy Metal: In der Spielweise dem Hard Rock ähnlich, jedoch mit höheren Lautstärken und überzogener Darstellung der Musikanten geboten. Deren „äußeres Erscheinungsbild mit schwarzer, eisenbeschlagener Lederbekleidung, die mit Gewaltmetaphern durchsetzte Sprache der Songtexte und der metallische Sound in der überdimensionalen Lautheit konstitutieren hier eine Ästhetik der Gewalt, die die Rockmusik zu einer monströsen Horrorshow werden läßt oder mit einem makabren Okkultismus durchzieht". (Aus „Rock-Pop-Jazz-Folk" von Wicke/Ziegenrücker)

Remix: Neumischung eines älteren Titels auf der Grundlage der bestehenden Mehrspuraufnahmen, zumeist verbunden mit Veränderungen des Sounds.

Herzschlag '89 tönt „Die Tour zur Platte", bei der die *M. Jones Band* die Titel ihrer ersten LP, darunter „Nacht aus schwarzem Samt", und völlig neue Kompositionen in einem Programm mit A-capella- und Satzgesang 90 Minuten lang live zu Gehör bringt. Schülerkonzerte zu Entwicklung und Wirkungsweise der Rockmusik sowie Jugendtanzprogramme zählen zum Angebot der Formation.

Die 100. City-Disko wurde jüngst an zwei Abenden im Berliner „Ahornblatt" gefeiert. Anfangs als „Schwoof im Ahornblatt" konzipiert, sorgte die Kulturdirektion der Hauptstadt für ein neues Profil dieser Groß-Diskothek. Die Bemühungen des Mitarbeiterkollektivs wurden vom Zentralrat der FDJ mit dem „Blauen" und dem „Goldenen T" belohnt. Viele junge Pop-Künstler stellten sich erstmalig im „Ahornblatt" vor, wo auch die ersten Miss-Wahlen und die DDR-Disko-Tanzmeisterschaften stattfanden.

Erasure – also „Streichung" oder „Löschung" – heißt das neue Projekt des britischen Popstars Vince Clark, der mit Depeche Mode und Yazoo Popgeschichte gemacht hat. Laut „Info" der Intercord Tongesellschaft mbH Stuttgart sorgt die Band Erasure für „Elektropop ohne viel Firlefanz – direkt und schnörkellos. Seinen musikalischen Partner Andy Bell sieht Vince – und das ist erstmalig – als absolut gleichberechtigt". Bells Stimme sei „markant und flexibel, einfühlsam, kraftvoll. Gepaart mit den leichtfüßigen Melodien Vince Clarks wird daraus eine unwiderstehliche Pop-Melange", eine Mixtur, die auch live ihre „Feuertaufe glänzend bestanden" habe.

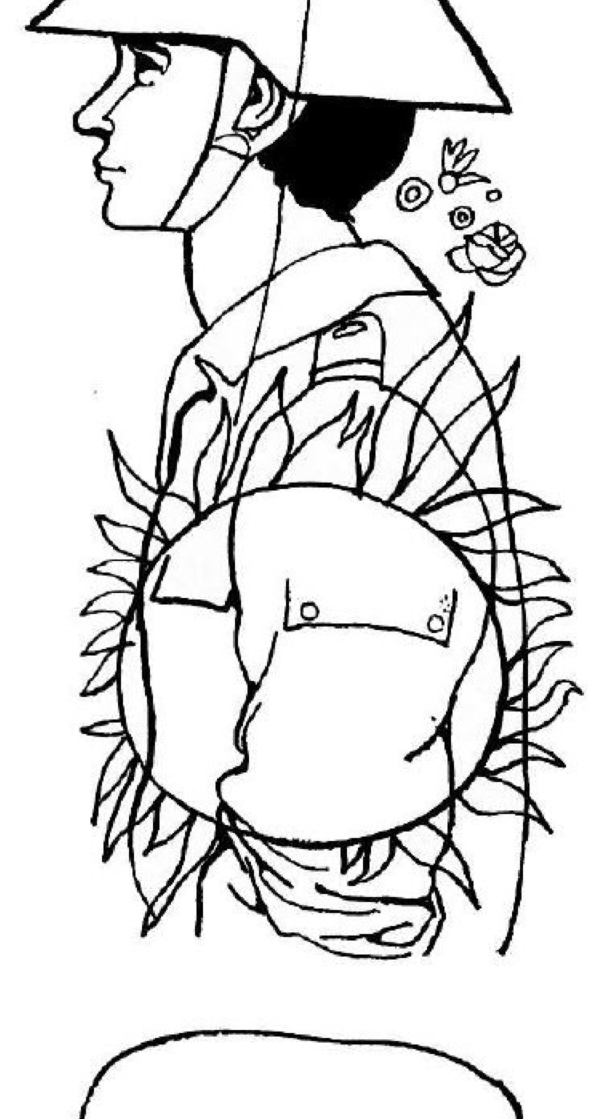
Auf Anhieb über tausend Zuschriften überfielen *Hans-Joachim Stiegler* nach Veröffentlichung seines Namens in POP spezial 9/88. Seine Fans schätzten sich glücklich, endlich die Anschrift des durch Radio DDR mit „Alte Liebe rostet nicht", „Landpartie" und „Fahrt ins Grüne" populären Moderators, Schauspielers und Sängers zu besitzen. „Vorwiegend heiter" heißt Hans-Joachims Solo-Programm, mit dem er demnächst in den Nordbezirken halbplayback für gesellige Unterhaltung sorgt und vom heiter-besinnlichen Bonmot bis hin zum derben Wortspaß das Publikum zum Mitmachen und Mitlachen anregen will.



Hans-Joachim Stiegler

Bild: Bernd Lammel (1), Thomas Melzer (1), Archiv (3)





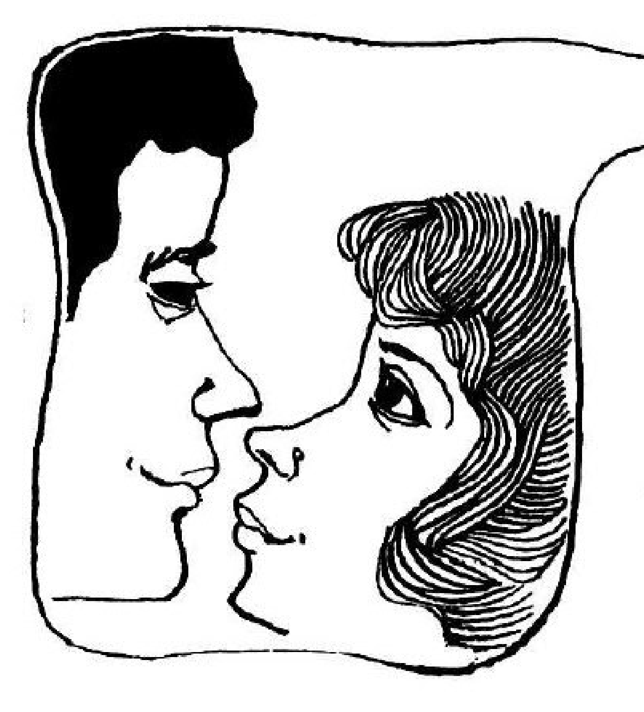
Stück Lebenslauf

Der erste Winter war noch kalt.
Hab keinen solcher Härte je erlebt.
Der erste Schnee, der erste Einbruch kam schon bald.
Da schmerzt die Kälte, die sich in dein Inn'res krallt
und Frost und Frust –
„Geborgenheitsverlust" –
der dir noch allzuoft den Blick verklebt.

Das zweite Frühjahr sah mich eingerichtet.
Der Mensch ist eben ein Gewohnheitstier.
Ich hatte mich zum Doppelten verpflichtet.
Die Trübsal hab ich sorgsam aufgeschichtet,
daß Platz war auch für manche gute Stunde.
Die braucht man auch, sonst geht man vor die Hunde. –
Auf unsrer Stube warn wir vier.

Im dritten Sommer griff ich nach dem Hut.
Ganz nach dem Plan. So war die Zeit bemessen.
Obwohl mir wohl war, war mir irgendwie nicht gut.
Kann sein, zum leichten Abschied fehlte mir der Mut,
vielleicht war schon zuviel gebracht,
was mir das Ende endlich schwer gemacht.
Drei Jahre sind nicht einfach zu vergessen.

Feldwebel d. R. Wolfgang Mohn



Fremdkörper im Auge

Ein lästiges Gefühl, ein Brennen.
Doch der Wattetupfer, Tropfen, Spülung
Ganz umsonst und Salbe auch. Dein Kuß
Auf mein gequältes rotes Lid:
Du kannst nichts finden, meinst du.
Schöne Aussichten. Du rätst,
Das Auge zuzudrücken.

Leutnant d. R. Thomas Spaniel

Redaktion: Oberstleutnant Waldemar Seiffert
Illustrationen: Karl Fischer

Der Platz

*Der Übungsplatz. Wir gruben in den Dreck
uns selbst. Erst wenn es still war im Gelände
fand ich zwei helle Flecken: meine Hände,
verließ der Mond allmählich sein Versteck.*

*Die Kiefern hielten mühsam aufrecht sich.
Ich brauchte ihre Wunden nicht zu sehen.
Allein auf Posten, konnte ich das Drehen
der alten Erde spüren, und es wich*

*für ein paar Stunden von mir das Entsetzen,
wo Panzer jeden Meter umgepflügt,
mein Leben sich in ihre Spuren fügt.*

*Dicht über mir verfing in grünen Netzen
sich Morgengrauen. Als die Vögel schrien,
riß ich die Kugeln aus dem Magazin.*

Leutnant d. R. Henry-Martin Klemt



Deinetwegen

*Deinetwegen bin ich freier,
und beschwingter ist mein Schritt.
Alles scheint mir täglich neuer,
deine Liebe schwingt stets mit ...*

*Muß ich dich auch oftmals missen,
ich erfüll' Soldatenpflicht;
werd' ich doppelt dich dann küssen,
wenn ganz nah mir dein Gesicht ...*

*Deinetwegen will ich hoffen,
daß der Frieden unser bleibt;
daß die Wege für uns offen,
die uns unsere Liebe schreibt ...*

*Deinetwegen kann ich warten,
denn so jung ist unser Glück;
wie die Knospen, diese zarten,
ringsherum im Augenblick ...*

Jürgen Molzen
Hauptmann der K



Erkenntnis

*Zwei Blätter
wehte der Wind
gemeinsam
von einem Baum
berührten sich zärtlich
in der Luft
kamen getrennt
auf der Erde an.*

Gefreiter Ingolf Schulz

Fortsetzung von Seite 25
... nichts ist mehr feierlich?

Trautmanns erste Reaktion, als sie ihrem Sohn Dirk gegenübersteht. Das gilt wohl zu gleichen Teilen der Uniform wie dem ungewohnt kurzen Haarschnitt. Dirks Nichte indes hat längst von ihrem Onkel Besitz ergriffen. Und innendrin kommen Vater und Schwester nicht umhin festzustellen, daß „ihr" Obermatrose schon ein ganz anständiges Bett bauen kann.

In einer der Matrosenstuben, die nun von Hunderten unter die Lupe genommen werden, treffe ich Herrn Gerwitz wieder. Unser erstes Gespräch hatten wir am frühen Morgen – über's Wetter, das er dem Tag angemessen fand: „trübe und traurig." Eine halbe Stunde später traf ich ihn wieder, als er von einem Stabsobermeister wissen wollte, ob denn sein Sohn nun wirklich Koch werde. Wie sollte der darüber Auskunft geben können! Also verwies ich Herrn Gerwitz an den Kommandeur, der gerade die Treppe herauf kam; die Antwort fiel offenbar befriedigend aus. Nun hat er seinen Filius gefunden, sitzt im unteren Teil eines Doppelstockbettes, lacht und ruft mir zu: „Ich verpflichte mich auch für drei Jahre ..."

Die soeben Vereidigten machen sich landgangsfein, betupft und bezupft von ihren Angehörigen. Bis um 20.00 Uhr haben sie Zeit, zusammenzusein, drei Wochen Trennungsschmerz vergessen zu lassen, miteinander zu sprechen, sich des Wiedersehens zu freuen. Ulf Loebbert und seine Frau haben dafür den Urlaub nach Schmiedefeld verschoben. „Die ganze Atmosphäre hier" hat es ihnen angetan, insbesondere „die perfekte Organisation und Betreuung, die Korrektheit der Offiziere". Viel zu sagen haben sich Obermatrose Jan Schiller und seine Verlobte: „So lange wie diese drei Wochen waren wir noch nie getrennt, seit wir im Herbst 87 die Ringe gekauft haben." Und Frau Timm aus Kyritz meint: „Wenn ich mir meine Jana so ansehe, jetzt in Uniform, dann bin ich schon ein bißchen stolz. Darauf, daß sie gerade als Mädchen diesen Entschluß gefaßt hat, und darauf, daß sie zu ihm steht." Peggy Saalbach ist rundherum voller Freude: „Ich bin bei meinem Mann und habe gespürt, daß auch er sich riesig auf mich gefreut hat. Ansonsten war beziehungsweise ist alles okay: Mein Zug war pünktlich. Die Leute hier sind in Ordnung. Alles ging locker vom Hocker, also weder langes Warten am Kaserneneingang noch irgendwelche Bürokratie. Klasse-Bewirtung im Klubhaus. Toll fand ich die Lehrklassen. Überhaupt, das ist eine freundliche Kaserne: mit schönen alten Bäumen, viel Grün, weitläufig, nahe am Meer. Ich hatte sofort auch duften Kontakt mit Olafs Kumpel auf der Stube. Und prima finde ich, daß er jetzt raus kann und wir bis in den Abend hinein Zeit für uns haben."

Indes Peggy und hunderte andere mit den Ihren in die Stadt ziehen, treten die Obermatrosen Clopatt, Dombrowski, Fischer, Kahlert, Kambs, Loebbert, Öllermann, Schulz, Stolzenberg und Weitkunat mit ihren Angehörigen gemessenen Schrittes in die Offiziersmesse – schließlich liegt dies weit über ihrem Dienstgrad, zudem ist festlich gedeckt: Der Kommandeur lädt (traditionell) die zehn besten der in der Unteroffiziersausbildung Stehenden und soeben Vereidigten zum gemeinsamen Mittagessen ein. Einschließlich ihres Besuches, versteht sich. An den Tischen auch Vizeadmiral Hofmann und die Stellvertreter des Kommandeurs der Schiffsstammabteilung, so daß zwischen den Gängen und den Gesängen der Singegruppe „Rote Matrosen" Gelegenheit ist, miteinander ins Gespräch zu kommen. Themen gibt es genug. Und sei es die Frage, weshalb gerade der eigene Junge (Mann, Verlobte, Freund) von Kapitän zur See Dieter Koch nach vorn gerufen wird und als allererste Belobigung seiner Armeezeit einen Urlaubsschein bis 24.00 Uhr mit Standorterweiterung bekommt. Verständlich, daß den Müttern und Vätern ein wenig die Brust schwillt ob der Anerkennung. Ist dies nicht einen Toast wert? Vater Fischer spricht ihn: Erinnert sich der eigenen Dienstzeit. Hofft, daß der Junge es ihm gleich tun werde. Verweist auf den Sinn, den Soldatsein im Sozialismus hat. Und dankt, daß es der Schiffsstammabteilung „Paul Blechschmidt" gelungen ist, diesen Tag der Vereidigung so erlebnisreich zu gestalten. Was soll man dem noch hinzufügen außer dem Wunsch, es möge überall so sein? Indes, ob und wie dies wirklich ist, steht in unserer Leserdiskussion noch offen. Mithin haben jetzt die AR-Leser das Wort!

Text: Oberst Karl Heinz Freitag
Bild: Manfred Uhlenhut

* * *

Und nun noch einmal die Fragen unserer Leserdiskussion:

Wie war für Euch der Tag der Vereidigung?

Seid Ihr mit Dörtes oder Marions oder noch ganz anderen Erfahrungen nach Hause gefahren?

Wie verlief Euer erstes Zusammentreffen nach der Einberufung?

Wie seht Ihr das: Haben sich „die Armee-Leute", wie Dörte es nennt, etwas einfallen lassen, um den Soldaten und ihren Familienangehörigen das Zusammensein angenehm zu machen?

Bitte schreibt an:
Redaktion „Armeerundschau"
PFN 46 130
Berlin
1055

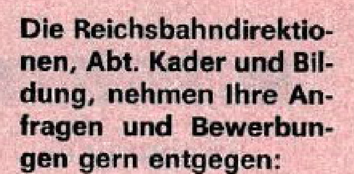
Ein Beruf mit Zugkraft bei der Deutschen Reichsbahn

Täglich nehmen Hunderttausende Reisende die Leistungen der Deutschen Reichsbahn in Anspruch, und täglich rollt der Güterverkehr. Ständig werden Streckenabschnitte modernisiert, Lokomotiven neuester Konstruktion in den Dienst gestellt und somit Grundlagen geschaffen, die wachsenden Verkehrsaufgaben zu bewältigen. Hierzu werden dringend benötigt:

- *Lokführer*
- *Rangierpersonal*
- *Stellwerkpersonal*
- *Wagenmeister*
- *Facharbeiter für Eisenbahnbau*
- *Tiefbaufacharbeiter*
- *Gleisbau- und Baumaschinisten*
- *Facharbeiter für die Reparatur von Lokomotiven, Reisezug- u. Güterwagen sowie Baumaschinen*

Die Deutsche Reichsbahn bietet:

- Gute Verdienstmöglichkeiten mit zusätzlichen Prämien für Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit, Jahresendprämie
- Belohnung für längere Dienstzeit bis zu 8 % des Bruttoeinkommens der letzten 12 Monate bereits nach drei Arbeitsjahren
- Freifahrscheine innerhalb der DDR und für das sozialistische Ausland (auch für Familienangehörige)



Die Reichsbahndirektionen, Abt. Kader und Bildung, nehmen Ihre Anfragen und Bewerbungen gern entgegen:

Berlin
Wilhelm-Pieck-Straße 142,
Berlin, 1054
Telefon 4 92 15 67

Cottbus
Schillerstraße 21/22,
Cottbus, 7500
Telefon 44 34 60

Dresden
Ammonstraße 8,
Dresden, 8010
Telefon 4 61 34 80

Erfurt
Bahnhofstraße 23,
Erfurt, 5020
Telefon 3 04 14

Greifswald
Johann-Stelling-Straße 30,
Greifswald, 2200
Telefon 61 44 61

Halle
Ernst-Kamieth-Straße 2,
Halle, 4020
Telefon 8 41 55 39

Magdeburg
Materlikstraße 1–10,
Magdeburg, 3010
Telefon 3 75 58 44

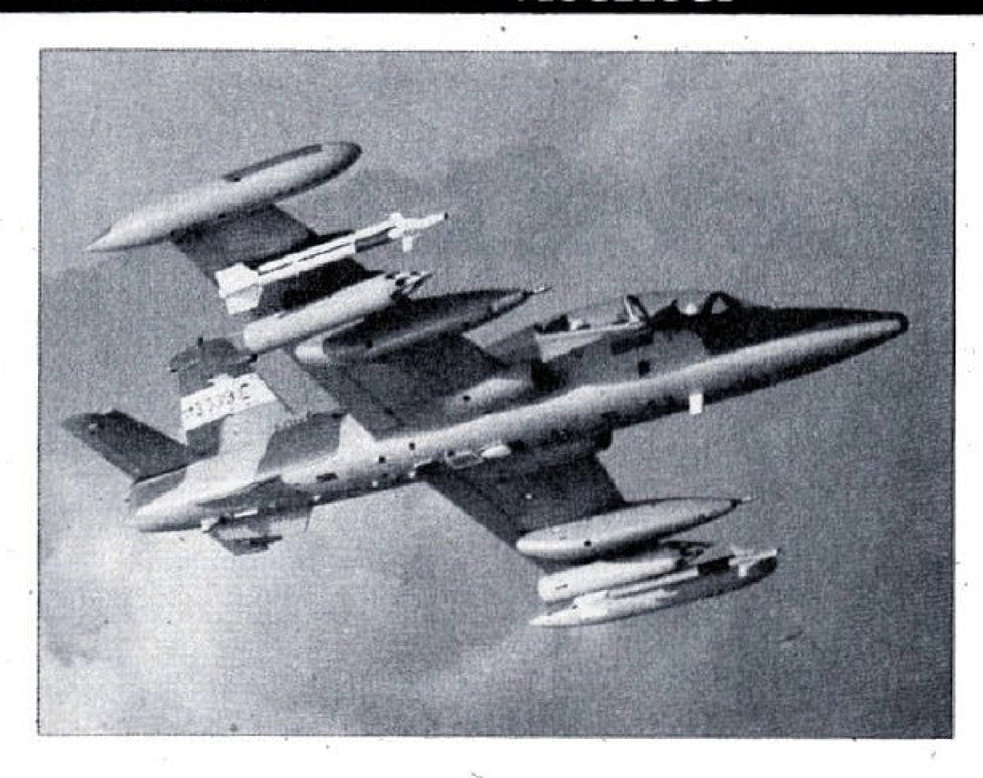
Schwerin
Herbert-Warnke-Straße 15–17,
Schwerin, 2700
Telefon 82 54 49

Reichsbahnbaudirektion Schadowstraße 12–13, Berlin, 1086
Telefon 4 92 24 00

Direktion der Ausbesserungswerke der Deutschen Reichsbahn Adlergestell 143, Berlin 1190
Telefon 4 97 27 33

Auskünfte erteilen auch die Leiter der örtlichen Dienststellen, Betriebe und Werke der DR.

Strahltrainer Aermacchi MB. 339C (Italien)



Taktisch-technische Daten:

Startmasse	6350 kg
Leermasse	3310 kg
Spannweite	11,22 m
Antrieb 1 TL-Triebwerk	Viper 680-43
Leistung	19,16 kN
Höchstgeschwindigkeit	830 km/h
Außenlast	1815 kg
Anhängepunkte	6
Bewaffnung	gelenkte Luft-Luft-Raketen ungelenkte Luft-Boden-Raketen MG-Gondeln
Besatzung	2 Mann

Dieser neue Strahltrainer aus Italien ist für die Ausbildung künftiger F-16-Piloten vorgesehen. Mit einem integrierten Waffenzielrechner, leistungsfähigem Navigationssystem, Außenlastenbediensystem und sechs Außenlastträgern unter den Tragflügeln kann das Flugzeug auch als Kampfflugzeug zum Einsatz kommen. Die abgebildete Maschine ist mit jeweils zwei Luft-Luft-Raketen Sidewinder, Behältern für ungelenkte Raketen und 12,7-mm-MG-Gondeln bewaffnet. Sie führt zusätzlich zwei an den Flügelenden fest installierte Treibstoff-Zusatzbehälter mit.

Kanone LG 1 (Frankreich)



Taktisch-technische Daten:

Kaliber	105 mm
Masse	1460 kg
Länge	
in Marschlage	5,20 m
in Feuerstellung	6,70 m
Breite	1,85 m
Höhe	1,60 m
Bodenfreiheit	0,30 m
Feuergeschwindigkeit	12 Schuß/min
Höhenrichtbereich	−3 bis +70 Grad
Schußweite	17,5 km
Bedienung	7 Mann

Die gezogene Feldkanone LG 1 wird seit 1986 von der französischen Rüstungsfirma GIAT gebaut und ausgeliefert. Wegen ihrer relativ geringen Masse kann die Waffe bequem als Außenlast von Hubschraubern transportiert werden. Als Zugmittel am Boden werden 3-t-LKW verwendet, die außer der Bedienung 40 Schuß Munition mitführen können. Beim Einsatz als Panzerabwehrkanone erreicht man mit der LG 1 eine Schußweite von 900 m im direkten Richten.

Pistole Beretta 92F (Italien)

Taktisch-technische Daten:

Kaliber	9 × 19
Masse, geladen	1,14 kg
Länge	217 mm
Patronenmasse	12,3 g
Geschoßmasse	8,0 g
Länge der Patrone	29,3 mm
Anfangsgeschwindigkeit	375 m/s
Magazininhalt	15 Patronen

Die Beretta 92F wird als neue amerikanische Armeepistole die 1911 eingeführte Colt-Pistole, Kaliber 11,43 mm, in den US-Streitkräften ablösen. Sie besitzt einen verriegelten Masseverschluß. Die Waffe hat eine automatische Schlagbolzensicherung. So kann nur bei gezogenem Abzug ein Schuß brechen.

AR 3/89 TYPENBLATT KRIEGSSCHIFFE

Minenräumboot M 80 (Schweden)



Taktisch-technische Daten:

Verdrängung	360 ts
Länge	47,5 m
Breite	9,6 m
Tiefgang	2,3 m
Antriebsleistung	1064 kW
Höchstgeschwindigkeit	15 kn
Fahrstrecke	2000 sm bei 12 kn
Bewaffnung	1 × 40 mm
Besatzung	39 Mann

Die Werft in Karlskrona lieferte im April 1984 mit der „Landsort" das erste Minenräumboot dieser Klasse an die schwedische Marine aus. Insgesamt sollen sechs Boote in Dienst gestellt werden. Die M 80 der Landsort-Klasse können neben ihrer eigentlichen Aufgabe, dem Minenräumen, auch zur Luftraum- und Seebeobachtung eingesetzt werden. Dafür verfügen die Boote über eine entsprechende funkelektronische und funkmeßtechnische Ausrüstung.

Schwarzer Tag und Sonnenblumen

Erzählung von Reiner Bonack



Nach kurzem Halt ruckt der Zug erneut an und gewinnt schnell an Fahrt. Nein, denkt Thomas Welk, deine ehemalige Schule wirst du nicht mehr betreten. Auch wenn seit jenem schwarzen Tag Jahre vergangen sind. Geschichten werden weitererzählt, manchmal von Generation zu Generation. Es wird hinzuerfunden. Es wird, ist erst einmal ein Name da, eine Vielzahl von Anekdoten mit diesem Namen verknüpft. Er glaubt die Stimmen zu hören: „Ist das nicht dieser Welk ..."

„Klar, ist er."

„Der soll doch ..."

„Genau."

„Und der will uns jetzt sagen, wie großartig er auf der Offiziershochschule abschnitt ..."

Gelächter.

Nein, denkt Welk, jeder Satz wäre vergeblich. Hartmann muß das verstehen. Er zuallererst. Welk sieht die schnörkellose Schrift seines einstigen Klassenlehrers. Er muß dessen Brief nicht aus der Aktentasche ziehen. An dem Tag, an dem er seine Diplomarbeit mündlich verteidigte, war er eingetroffen. Seitdem hat ihn Welk mehrmals gelesen. Zuerst, er erinnert sich deutlich, war Freude in ihm. Schließlich verdankte er es auch Hartmann, gerade ihm, seinem Lehrer, daß er sich für den Soldatenberuf entschie-



den hatte. Da war sein Brief am möglicherweise wichtigsten Tag des Studiums wie eine letzte Ermunterung vor dem Ziel. Nun schaffst du auch das noch. Nun hast du nicht vier Jahre lang in fast zwei Dutzend Studienfächern gebüffelt, nicht umsonst Gedächtnis und Körper zuweilen bis zur völligen Erschöpfung angespannt. „Gesellschaftliche, soziale und psychologische Determinanten bei der Entscheidung für eine militärische Berufslaufbahn." Ein schwieriger Brocken. Welk dachte bei der Niederschrift auch an seine eigenen Erfahrungen, klammerte sie dann jedoch aus. Er wollte ein gültiges Forschungsergebnis vorlegen, keinen Einzelfall erörtern. Erst hinterher fiel ihm auf, daß sich manche der erkundeten Lebenswege nur unwesentlich von seinem eigenen unterschieden.

Während des gesamten letzten Studienjahres hatte Welk daran geschrieben. Hartmanns Brief wirkte wie eine Bestätigung. Erst nach den Prüfungen, als die Ernennung zum Leutnant bevorstand, folgte, je häufiger er die Zeilen las, die Beunruhigung. „... Wenn Du Leutnant bist, Thomas, finde den Weg in Deine alte Schule zurück. Sprich bei uns. Sogar in den Köpfen mancher Offiziersbewerber spuken noch ziemlich abenteuerliche Vorstellungen. Weißt ja, viele möchten zur Grenze. Andere sehen ihr künftiges Leben fast ausschließlich nur durch Vorschriften beherrscht. Also sprich bei uns.

Gib ihnen ein stimmiges Bild, aus dem alle wirklichen Farben erkennbar sind ..."
Welk tritt auf den Gang hinaus. Der Zug fährt durch eine von Rauch und Dunst verschleierte karge Landschaft. Schmutziggraue Birken ziehen am Fenster vorüber. In der Ferne, über einem Schornstein, zuckt eine rote Flamme. Das Sonnenlicht wirkt kraftlos.
Auch von Hartmanns Fenster aus hatten sie manchmal zu den schmalen Schloten des Heizwerks am Rande der Heimatstadt hingeblickt. Welks Vater arbeitet dort, und Thomas, bevor er sich wieder den Gesprächen am Tisch zuwandte, hatte stets für Sekunden das vertraute narbige Gesicht gesehen. „Wenn du dir nicht nur selbst wichtig bis, mußt du was einsetzen." Das waren Vaters Worte gewesen, als er damals aus dem Krankenhaus nach Hause gekommen war. Er hatte während einer Havarie seinem Kollegen das Leben gerettet. Ein Kessel war explodiert. In glühend heißen Dampf eindringend, suchte Werner Welk mit verbrühter Haut und schmerzverzerrtem Gesicht seinen langjährigen Gefährten, fand ihn und trug ihn ins Freie.
Was einsetzen, denkt Thomas. So ist man von den Eltern erzogen worden, hatte sie deshalb auch mit dem Wunsch, Offizier zu werden, nicht überrascht. Er war nicht auf die in anderen Elternhäusern übliche Kette von Vorbehalten und Vorurteilen gestoßen. Ein ruhiger Posten und viel Geld – eine solche Haltung hätte sie befremdet. Das, was so mancher aus seiner damaligen Schulklasse anstrebte, wäre ihnen unverständlich gewesen. Die Eltern kümmerten sich seit jeher um mehr als nur um sich. Die Mutter, Hauswirtschaftspflegerin, kam sogar an Festtagen meist erst spät aus den Wohnungen der älteren, oft kranken Leute zurück.
Und dieses „was einsetzen", nämlich sich, es könnte auch Hartmanns Lebensregel sein. Der hat sich ebenfalls nie geschont ...

*

Die drei Jungen saßen in Hartmanns Wohnzimmer auf der Couch. Der Lehrer hantierte in der Küche. So hatten sie Zeit, sich umzusehen. Über ihren Köpfen hing ein Bild mit van Goghs Sonnenblumen. Immer wieder staunten sie über das Motiv, hätten eigentlich bei Hartmanns Engagement für das Bewerberkollektiv anderes erwartet. Vorstürmende Soldaten. Einen Panzer vielleicht. Oder zumindest den allseits bekannten Arbeiter, dessen Faust den Gewehrlauf umkrampft.
„Sonnenblumen ..., warum ausgerechnet Sonnenblumen?" fragte Thomas, als Hartmann mit Tee und Kuchen auf dem Tablett eintrat.
Der Lehrer stellte es ab, sah auf und betrachtete das Bild, als sähe er es zum ersten Mal. Dabei war ihm die Neugier der Jungen nicht entgangen.
„Warum willst du dein Leben ausgerechnet in Uniform verbringen?" fragte er, Welks Wendung benutzend, an Thomas gewandt. Thomas fand keinen Zusammenhang zu seiner Frage. „Darüber haben wir doch oft gesprochen", sagte er mit hörbarem Unmut. Die anderen schwiegen.
Hartmann ging zum Vertiko und zog das obere Fach zur Hälfte heraus. Er entnahm ihm eine abgegriffene braune Mappe, setzte sich an den Tisch und schlug sie auf. Die Jungen blickten in ein Gesicht, das in der Sekunde des Aufnehmens nur mühsam den Schalk unter einer betont ernsthaften Miene verstecken konnte. Der Fremde trug Uniform.
Behutsam entnahm der Lehrer das Foto der Mappe mit den Urkunden, Schriftstücken und Zeichnungen.
„Er hat gemalt", sagte Hartmann, „wunderbare Bilder hat er gemalt, sich geübt am Vorbild der Meister, einige kopiert, so auch van Goghs Sonnenblumen, die er mir schenkte."
Als wollte er einige Sekunden gewinnen, legte er die Fotografie auf dem Tisch ab und blätterte in den handbeschriebenen Seiten der Mappe.
Die Jungen wagten das Foto nicht zu berühren. Sie spürten Hartmanns Anspannung und das Außergewöhnliche, das jetzt folgen würde.
„Es war in den Sechzigern", sagte der Lehrer leise. „Die Grenze war längst gesichert. Aber es gab unübersichtliche Stellen, schwer zugängliches Gelände. Dort probierten sie es noch lange, schleusten uns Leute her, die uns vormals Maschinen unbrauchbar gemacht oder alles, was nicht niet- und nagelfest war, für eine schnelle Westmark aus dem Lande geschleppt und verscherbelt hatten. Solche Leute nun legten noch immer tote Briefkästen an, suchten unentdeckt gebliebene Kontaktmänner auf, streuten Gerüchte aus. Es war an einem Novemberabend. Kälte. Der Himmel verhangen. Heinz und ich waren gerade vom Grenzdienst zurückgekehrt, als Alarm ausgelöst wurde. Müde und durchfroren fuhren wir erneut in den Abschnitt. Zwei Doppelposten hatten die Brücke über einen schmalen, aber eisigen Bergfluß zu sichern. Der Wind ging durch die Uniformen bis auf die Haut. Die Finger wurden allmählich steif. Da hörte Heinz das Geräusch. Ich dachte zunächst, es sei der Wind, der einen der alten Bäume zum Knarren gebracht habe. Doch dann vernahm ich es ebenfalls. Fast unhörbar lief je-

mand am steinigen Ufer direkt auf uns zu. Plötzlich Stille. Vorsichtig gingen wir in Richtung der eben vernommenen Laute vor. Vielleicht sind wir nicht dicht genug beieinander geblieben. Heinz befand sich seitlich vor mir. Der Grenzverletzer hatte sich weiter als vermutet der Brücke genähert und uns ebenfalls ausgemacht. Ein scharrendes Geräusch. Ein dumpfer Schmerzlaut. Der Fall eines Körpers. Neben dem Brückenpfeiler lag Heinz. Regungslos. In meiner Wut und Erschütterung wollte ich den gesamten Magazininhalt in die Richtung, in die der Fremde geflüchtet war, abfeuern. Ich bezwang mich. Ich schoß das Leuchtsignal. Der Mann wurde wenig später von einem anderen Posten festgenommen. Heinz aber ..." Hartmann legte das Foto in die Mappe zurück und schloß sie. „Heinz waren die Sehnen im rechten Arm durchschnitten worden. Außerdem hatte er einen Stich in die Schulter erhalten. Zehn Jahre blieb ich an der Grenze. Heinz wurde ausgemustert. Ich schrieb ihm zur Küste hoch. Keine Antwort. Dann fuhr ich hin. Er war verzogen. Niemand wußte seine neue Adresse. Die Leute sagten, vor seinem Fortgang habe er im Garten die Staffelei, die Farben und all seine Bilder verbrannt."

Der Lehrer verteilte die Tassen und goß Tee ein. Danach besprachen sie die nächsten Vorhaben des Bewerberkollektivs.

*

Der Zug hält. Leute steigen aus. Andere wuchten ihre Koffer in den Gang. Thomas geht ins Abteil zurück. Ihm gegenüber nimmt eine junge Frau Platz. Sie mustert ihn verstohlen aus den Augenwinkeln. Er würde ihr gern zulächeln, aber das hätte womöglich ein fahrtlanges Gespräch zur Folge. Daran ist er heute nicht interessiert. Er ist mit seinem Nachdenken über Hartmanns Bitte noch nicht am Ende.

Aber die junge Frau irritiert ihn. Er verwünscht seine Grübelei, möchte sie schnell hinter sich bringen und sich seines Entschlusses, nicht vor die Schüler in Hartmanns Schule zu treten, sicher sein.

Auch als die Frau ein Buch aus der Reisetasche nimmt und liest, bleibt seine Unzufriedenheit. Warum sträubst du dich so sehr, in jene unbekannten Gesichter zu schaun? Du könntest dich vor sie hinstellen und mit ein wenig Selbstsicherheit eine Stunde lang reden und wieder gehen. Sie müßten dir zuhören. Niemand würde es wagen, auf vergangene Geschichten anzuspielen oder an deinen Worten zu zweifeln. Wenigstens nicht laut. Was sie hinterher denken, kann dir doch egal sein. Du hättest deine Pflicht erfüllt. Punkt. Aus. Ende. Welk betrachtet die geschwungenen, leicht nachgezogenen Augenbrauen der Frau. Sie hebt die Lider, und er dreht seinen Kopf ruckartig zum Fenster.

Mach dir nichts vor. Eine solche Stunde drückt länger als nur bis zum Abend. Und vielleicht bedrückt sie nicht nur dich allein ... Welk weiß, wie lange ein Tag, an dem man wichtige Dinge halbherzig tat, andauern kann. Sein schwarzer Tag dauert bis zu dieser Minute in diesem Zug, der ihn in seinen ersten Urlaub nach dem Abschluß des Studiums trägt ...

*

Das GST-Lager befand sich in der Nähe einer thüringischen Kleinstadt. Es war von Wald und Höhenzügen umgeben. Tagsüber stand ein tiefer blauer Himmel über den Baracken. Nachts, wenn die Kühle durch die Wände drang, machten sich die Jungen unter ihren Decken klein, bis sich die von ihren Körpern geschaffenen Höhlen mit der Wärme von Haut und Atem füllten. Der Orientierungsmarsch fand in der zweiten Woche statt. Die Offiziersbewerber wurden als Gruppenführer eingesetzt, hatten selbständig zu handeln.

Kein Problem, dachte Welk, als er die Jungen aus dem Lager führte – und sich kurz mit Karte und Kompaß orientierte. Müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir nach diesen lumpigen zehn Kilometern nicht als erste am Ziel stehen. Der Nachmittag ging in den Abend über. Welk trieb die Gruppe zur Eile. Niemand murrte. Man verließ sich auf ihn, und er war sich seiner Sache sicher. Mit links, ach was, blind würde er sie zum Ziele führen, wenn es sein müßte.

Der Pfad, auf dem sie liefen, wand sich bergan. Das Atmen wurde schwerer.

Auf dem Höhenrücken, zwischen Tannen, verharrten sie. Welk mußte schon die Taschenlampe benutzen, um die Zeichen auf der Karte auszumachen. „Wir kürzen ab", beschloß er. „Dadurch sparen wir zwei Kilometer." Er wies mit der Hand in Richtung des vor ihnen liegenden Tales.

Der Abstieg ging schnell. Auch den zwischen großen Steinen dahinfließenden Bach auf der Sohle überwanden sie ohne Schwierigkeiten. Danach verlor sich der Pfad. Dunkelheit und die Stille des Waldes umgaben sie. Die Jungen stolperten über Wurzeln und Geröll. „Schöne Abkürzung", meinte jemand. Welk versuchte ihn und sich zu beruhigen. „Kann gar nicht schiefgehen. Bald sind wir wieder auf dem vorgezeichneten Marschweg und dann ..." Sie schwiegen. Zeit verging. Als das Unterholz dichter wurde, wuchs die Spannung zwischen

ihnen. „Vielleicht sollte der Herr General lieber doch ab und zu auf die Karte gucken."
Welk verhielt, wollte ihren Standort feststellen. Es gelang nicht. „Bald sind wir wieder auf dem Marschweg", sagte er trotzig. Es sollte überzeugend klingen, doch er spürte den Unglauben der anderen.
Sie überwanden den Berg, ohne auf einen Pfad zu stoßen. Vor ihnen, im Dunkel, standen weitere Höhenzüge. Welks Sicherheit schwand. Er ahnte, daß er die Gruppe hoffnungslos in die Irre geführt hatte. „Noch ein, zwei Kilometer, dann ..."
Sie lachten. Einer glitt aus und stürzte in eine mit Wasser gefüllte Senke. Frierend und Welks Überheblichkeit verfluchend, trottete er hinterher. Noch zwei Stunden Marsch durch unwegsames Gelände sahen sie an einem Hang ein erleuchtetes Fenster. Die meisten Jungen dachten an zu Hause. Welk dachte an die verstrichene Zeit und sein Versagen. Der warme Flur, in dem es nach Eiern und gekochten Kartoffeln roch, wirkte auf Thomas wie ein unwirklicher Ort. Die aufgestörten Gedanken und dieses Ruhe ausstrahlende, scheinbar weltabgeschiedene Haus schienen sich auszuschließen.
Während ihnen eine wortkarge ältere Frau heißen Tee und belegte Brote auftrug, erzählte Welk dem Mann, einem seit langem hier ansässigen Forstarbeiter, in knappen Worten die Geschichte ihrer Odyssee.
Er lachte still in sich hinein, zündete sich eine Zigarette an und sprach schließlich von den Tücken der Berge und davon, wie leicht man nachts im Kreis laufen könne. Da nütze oft die beste Karte nichts, denn nicht jedes Hindernis, nicht jede unpassierbare Strecke seien auf dem Papier zweifelsfrei erkennbar. Im übrigen hoffe er für Thomas, daß dieser, wenn er zur Armee geholt werden würde, Glück habe und in die Küche gesteckt werde.
Die Jungen, die in ihrem Groll bisher still gewesen waren, brachen in schallendes Gelächter aus. Der Mann sah verständnislos von einem zum anderen und zuckte dann mit den Achseln.

*

Der Zug fährt durch kleine Orte und nähert sich Welks Heimatstadt. Die junge Frau liest noch immer. Thomas scheut sich auch jetzt noch, an die Tage und Wochen nach jener Nacht zurückzudenken. Er muß sich zwingen dazu, denn sie gehören zu diesem wunden Punkt seiner Erinnerung, der ihn bisher davon abhält, sich vor Hartmanns Schüler zu stellen.
Ihm, dem Lehrer, war er damals ausgewichen, glaubte, nicht nur sich selbst, sondern auch Hartmann blamiert zu haben. Denn natürlich sprach man in der Schule nach der Rückkehr aus dem GST-Lager von nichts anderem. „Da



hat er die Leute durch einen eiskalten Fluß geführt, und anschließend wären sie fast abgestürzt. Der geborene Berufssoldat ..."

Sein Satz: „Wir kürzen ab", wurde zum geflügelten Wort. Welk schämte sich. Als Hartmann ihn eines Tages zu sich einlud, wollte er kneifen. Er überwand sich, ging dennoch und saß bedrückt unter den Sonnenblumen.

„Weißt du", sagte der Lehrer. „ich habe jahrelang geglaubt, ich sei damals an Heinz Grünerts Verletzung und daran, daß er nie mehr malen konnte, Schuld gewesen. Und vielleicht ist es zum Teil wirklich so, wie auch du deinen leichtsinnigen Alleingang zuerst vor dir verantworten mußt. Das nimmt dir keiner ab. Ich dachte in jener Zeit, ich könnte durch doppelten Eifer alles wiedergutmachen. Meldete mich ständig freiwillig zu den unbeliebtesten Arbeiten und Aufträgen. Eine Illusion. Geschehenes ist geschehen. Vor weiteren Fehlern hat mich mein Übereifer nicht bewahrt."

„Aber?" fragte Welk und erwartete gespannt die Antwort.

„Aber", nahm Hartmann das Wort auf, „aber man muß sich den Tatsachen stellen, so daß sie einen nicht auf Dauer niederdrücken. Finde deinen Teil an Schuld heraus, aber verkrieche dich nicht für Jahre in dich selbst. Aus Schaden wird man klug."

Welk schreckt aus seinen Überlegungen. Der Zug fährt ratternd über Weichen. Die junge Frau steckt ihr Buch in die Tasche zurück. Man muß sich stellen, pocht es im Rhythmus der Schienenstöße in Welks Kopf. Vielleicht hast auch du in den vier Jahren an der Hochschule in all den Stunden über Büchern, taktischen Lagen, Geräten und im Gelände unbewußt versucht, dein Versagen durch überdurchschnittliche Leistungen wettzumachen. Bist klüger geworden. Doch du mußt dich auch stellen. Endlich. Auch Hartmann. Er hat dich auf den Weg gebracht. Er mißt dich an dem, was du danach geleistet hast. Nicht an jenem rabenschwarzen Tag. Hartmann nicht. Und ob es die Schüler in seiner Schule tun, das hängt ja schließlich von dir, dem frischgebackenen Leutnant Thomas Welk ab.

Frischgebacken ... Er kann sich ein Grinsen über das an Zuckerlecken und blanke Sahne erinnernde Wort nicht verkneifen. Die Frau bezieht es auf sich und lächelt ihn an.

Der Zug vermindert die Geschwindigkeit und läuft in die Stadt ein. Bremsgeräusche schlagen ins Ohr.

Bevor Welk aussteigt, blickt er flüchtig über die Köpfe der zur Tür drängenden Menschen. Hartmann wird noch vor der Klasse stehen, denkt Thomas kurz. Er faßt nach dem Holzgriff und springt auf den Bahnsteig. Seine Augen suchen die Eltern.

Illustration: Erhard Schreier





„Pax vobiscum – Friede sei mit Euch!"

Schwerter zu Pflugscharen?

Pazifismus – was er ist, was er soll, wie wir zu ihm stehen

Ein an Klarheit nicht zu übertreffender Satz klingt mir auch nach Jahresfrist noch im Ohr: „Ich bin für totale Abrüstung – bis runter zum Stock!" Gesagt hat ihn Matthias Anspach, ein Berliner Bauarbeiter, Jugendbrigadier, Genosse, Held der Arbeit.

Den Sticker mit der Aufschrift „Schwerter zu Pflugscharen" hat mir Thomas Schmidt geschenkt, in Bonn, wo ich ihn kennenlernte. Der Spruch entstammt der Bibel – Jesaja 2.4., wie ich nun weiß – und ist ein oft zitiertes Leitmotiv christlicher Pazifisten.

Die Denkrichtung ist unverkennbar ähnlich. Dennoch würde sich der Berliner Jugendbrigadier dagegen verwahren, als Pazifist mißverstanden zu werden. Und Thomas bezeichnete in unserem Gespräch die im Westen zur Standardausrüstung reaktionärer Ideologie zählende, denunzierend gemeinte Gleichsetzung von Mitgliedern der Friedensbewegung mit Kommunisten rundheraus als „totalen Quatsch".

Beide – der Berliner Bauarbeiter wie der Bonner Theologiestudent – haben aber keine Berührungsängste, wenn es um den Kampf für Frieden und Abrüstung geht; da ist erstmal jeder Mitstreiter willkommen. Aber der eine hat, selbstverständlich, in der Natio-

nalen Volksarmee der DDR seinen Ehrendienst geleistet, der andere hat den Dienst in der Bundeswehr der BRD verweigert und hält nach wie vor – das muß dazu gesagt sein – eine generelle Verweigerung jeglicher Art von Militärdienst für eine gute, wenn auch utopische Idee.

Ich denke, damit sind Gemeinsamkeiten, aber auch Differenzen zwischen Kommunisten und Pazifisten zumindest angedeutet. Nun weiß ein interessierter junger DDR-Mensch in aller guten Regel einiges über die kommunistische Bewegung, über die historischen und gegenwärtigen Quellen ihrer faszinierenden Kraft. Was wissen wir vom Pazifismus?

*****

Als politischer Begriff ist das Wort so alt wie unser Jahrhundert. Es wurde auf dem Weltkongreß der Friedensbewegung im Jahr 1900 in Glasgow geprägt, abgeleitet vom lateinischen pacificare, was etwa bedeutet: den Frieden machen.

Nach seinen Quellen, Absichten und Wirkungen muß man den Pazifismus als eine eindeutig bürgerliche Strömung kennzeichnen, von Anbeginn getragen und geführt von Vertretern des humanistischen Flügels des Bürgertums, der nicht nur die bürgerliche Intelligenz, sondern sogar Vertreter der Großbourgeoisie einschließt.

Der erwähnte, dem Propheten Jesaja im Alten Testament zugeschriebene Traum vom „Friedensreich", das der Gott Jahwe einst errichten werde, wird in vielen Schriften frühbürgerlicher Denker aufgegriffen. Beispiele: Erasmus von Rotterdam – „Klage des Friedens", 1517. Oder sein niederländischer Landsmann Hugo Grotius – „Drei Bücher vom Recht des Krieges und des Friedens", 1625, in denen die Idee eines Völkerrechts entwickelt wird. Oder Immanuel Kant. Dessen 1795 erschienenes Traktat „Zum ewigen Frieden" sieht Frieden schon nicht nur als utopische Idee, sondern ausdrücklich als erreichbare Aufgabe. Eine der Forderungen Kants lautet: „Stehende Heere sollten mit der Zeit ganz aufhören. Denn sie bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg durch die Bereitschaft, immer dazu gerüstet zu erscheinen ..." Das klingt nicht nur aktuell, das ist es auch! Die Programmatik des Pazifismus lehnt aus religiösen, philosophischen, sittlichen Gründen Waffengewalt als Mittel der Konfliktlösung ab, will stattdessen politische Regelungen zum Beispiel durch internationales Schiedsgericht erreichen und anstelle der die Völker belastenden Rüstungsausgaben soziale Programme entwickeln. Zweifellos erstmal gute Ideen, oder?



Das Problem – und die Tragik – solcher bürgerlich-pazifistischen Friedensbewegungen und -gruppen war und ist, daß sie die Erscheinungen unfriedlichen Treibens, nicht aber dessen gesellschaftliche Ursachen erkennen und bekämpfen. Marxisten hingegen, Kommunisten sehen eben die Ursachen von Rüstung und Krieg nicht schlechthin in mangelnder Moral der Gesellschaft, sondern barbarische Moral als Folge einer barbarischen Klassengesellschaft, in der das Profitstreben der Bourgeoisie immer wieder militärische Interventionen auslöst oder bedrohlich in Griffnähe hält. Rüstung und Krieg waren und sind im Kapitalismus einigen seiner Exponenten stets ein

Bombengeschäft, das darf man nie vergessen. Und wenn ich vorhin von humanistischen, progressiv-liberalen Vertretern der Bourgeoisie sprach, so kann man angesichts der deutschen Geschichte nicht übersehen, daß nicht sie, sondern die reaktionär-aggressiven Kräfte des Monopolkapitals sich immer wieder auf fürchterliche Weise durchsetzten.

Wer heute die leidenschaftlichen Appelle einer Bertha von Suttner – „Die Waffen nieder!" – und anderer Sprecher der bürgerlich-pazifistischen Friedensbewegung vor dem ersten Weltkrieg liest, wird solch ehrlichem Engagement seine Achtung nicht versagen. So warnten dreihundert führende britische Persönlichkeiten, unter ihnen Arthur Conan Doyle und zehn Bischöfe, im Jahr 1910 eindringlich vor der Militarisierung des Luftraumes. Die ersten Flugapparate waren gerade ausprobiert, und schon probten die Militärs ihre Verwendung mit Maschinengewehren und Bomben an Bord ... „Das ganze Kulturreich", heißt es in dieser Mahnung, „beteuert seinen Wunsch nach Frieden und die bereits jetzt viel zu drückende Last der Rüstungen zu vermeiden. Wenn diese Beteuerungen nicht



elende Heuchelei sind, so kann man nicht ruhig zusehen, wie die Eroberung der Luft, diese ruhmvollste unter den mechanischen Errungenschaften des Menschen, stumpfsinnig zu Zwecken der Vernichtung verwendet wird; man kann nicht träge zulassen, daß ein neuer Weg zur schwerwiegenden Vermehrung der Rüstungslasten eingeschlagen werde – Wir appellieren an die Regierungen ..."!

Es ist eine traurige und schmerzliche Wahrheit, daß solche Appelle an die – ausschließlich kapitalistischen! – Regierungen nichts bewirkten. Gigantische Geschäfte waren mit dem Aufbau gewaltiger Luftstreitkräfte zu machen, die dann im zweiten Weltkrieg viele Städte Europas in Schutt und Asche legten. Und der Anteil der Zivilbevölkerung an den Kriegstoten stieg von weniger als zehn Prozent im ersten Weltkrieg auf über fünfzig im zweiten ... Nein, der bloße Appell an Moral und Menschlichkeit der Bourgeoisie hat sich in der Geschichte immer wieder als blutiger Irrtum erwiesen.

Die erste wirkliche Friedensmacht der Welt brauchte die Schüsse der „Aurora" und die Maschinengewehre der Roten Matrosen, um am 8. November 1917 in Petrograd ihr „Dekret über den Frieden" überhaupt verkünden zu können!

Wenn du den Frieden willst, organisiere den Krieg! – Aus dieser zynischen Militaristenformel machten die Pazifisten: Wenn du den Frieden willst, organisiere ihn! Und Karl Liebknecht, Mitbegründer der Kommunistischen Partei Deutschlands, fügte hinzu: Wenn du den Frieden willst, mußt du den Sozialismus erreichen! Volkseigentum und Volksmacht als Friedens- und Abrüstungsgarantie – das ist inzwischen historischer Fakt. Und der heute mehr denn je als Hauptkraft, Inspirator und Initiator der internationalen Friedensbewegung anerkannte Sozialismus nimmt seine Frieden schaffende und garantierende Wirkung auch daher, daß wir zwar aufrichtig und ehrlich mit allen friedenswilligen bürgerlichen und pazifistischen Bewegungen und Gruppen in einer breiten Koalition der Vernunft gegen die Unvernünftigen, gegen die Abschreckungs-Militärs, Atomwaffen-Modernisierer und andere Rüstungslobbyisten kämpfen, dabei aber frei von Illusionen sind und bleiben.

Selbstverständlich gibt es immer wieder Versuche unserer Feinde, die alte pazifistische Formel „Die Waffen nieder!" – sie war gegen imperialistischen Krieg und kapitalistische Rüstung gerichtet – demagogisch gegen die Länder des Sozialismus ins Feld zu führen und so den Sozia-

lismus materiell und geistig zu entwaffnen. Doch Klassenkampferfahrung macht wachsam: 1918 drohte die Sowjetmacht im Feuer der Konterrevolutionäre und der mit ihr im Bunde stehenden Mächte der Entente zu ersticken, 1941 schienen die Völker der Sowjetunion den deutschen Faschisten wehrlos ans Messer geliefert, doch sie vermochten das Blatt schließlich zu wenden. Und später? Hätte das vietnamesische Brudervolk den grausam wütenden USA-Invasoren die eigenen Köpfe vor die Füße legen oder hätten die Sandinisten dem Terror der Contras weichen sollen?

Dennoch: Die weitreichendsten, radikalsten Vorschläge, Waffen und Rüstungspotentiale zu reduzieren und schrittweise ganz abzuschaffen, kommen noch immer und immer wieder aus den Hauptstädten der sozialistischen Staatengemeinschaft. Und wir wären längst nicht nur einen Schritt weiter in dieser heute einzig gangbaren Richtung, würde die andere Seite diese Vorschläge nicht nur „prüfen", sondern ehrlich aufgreifen und mit uns zugleich für weniger Waffen sorgen. In der BRD aber wird heftig diskutiert, wie die Schlagkraft der Bundeswehr weiter aus- statt abgebaut werden könne. Der Wehrdienst soll nicht verkürzt, sondern ab Jahresmitte verlängert werden. Und vom neuen USA-Verteidigungsminister John Tower wird berichtet, er sei noch keinem Waffensystem begegnet, das ihm nicht gefalle ...

*****

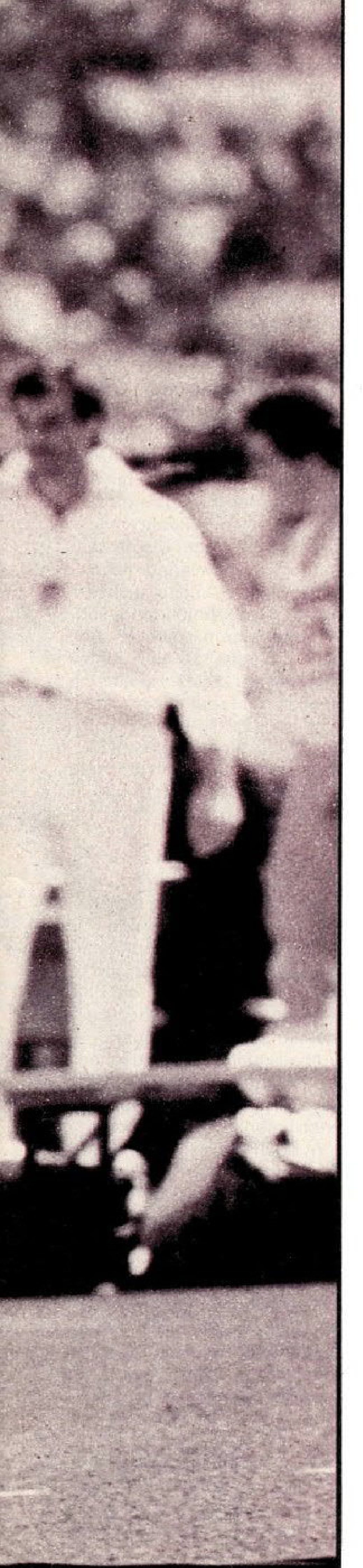
„Stell dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin." Das mag ein mehr oder weniger origineller Pazifisten-Gag sein. Realität aber bleibt: Je stärker der Sozialismus, desto sicherer der Frieden. Deshalb heißt es in unserem Beschluß zum „FDJ-Aufgebot DDR 40": „Verteidigen wir gemeinsam die Errungenschaften des Sozialismus! Es ist uns Ehrensache, daß sich alle gut auf den Ehrendienst vorbereiten. Soldatsein im Sozialismus verstehen wir als Dienst am Frieden."



Text: Peter Neumann
Bild: M. Uhlenhut (3), Archiv (1)

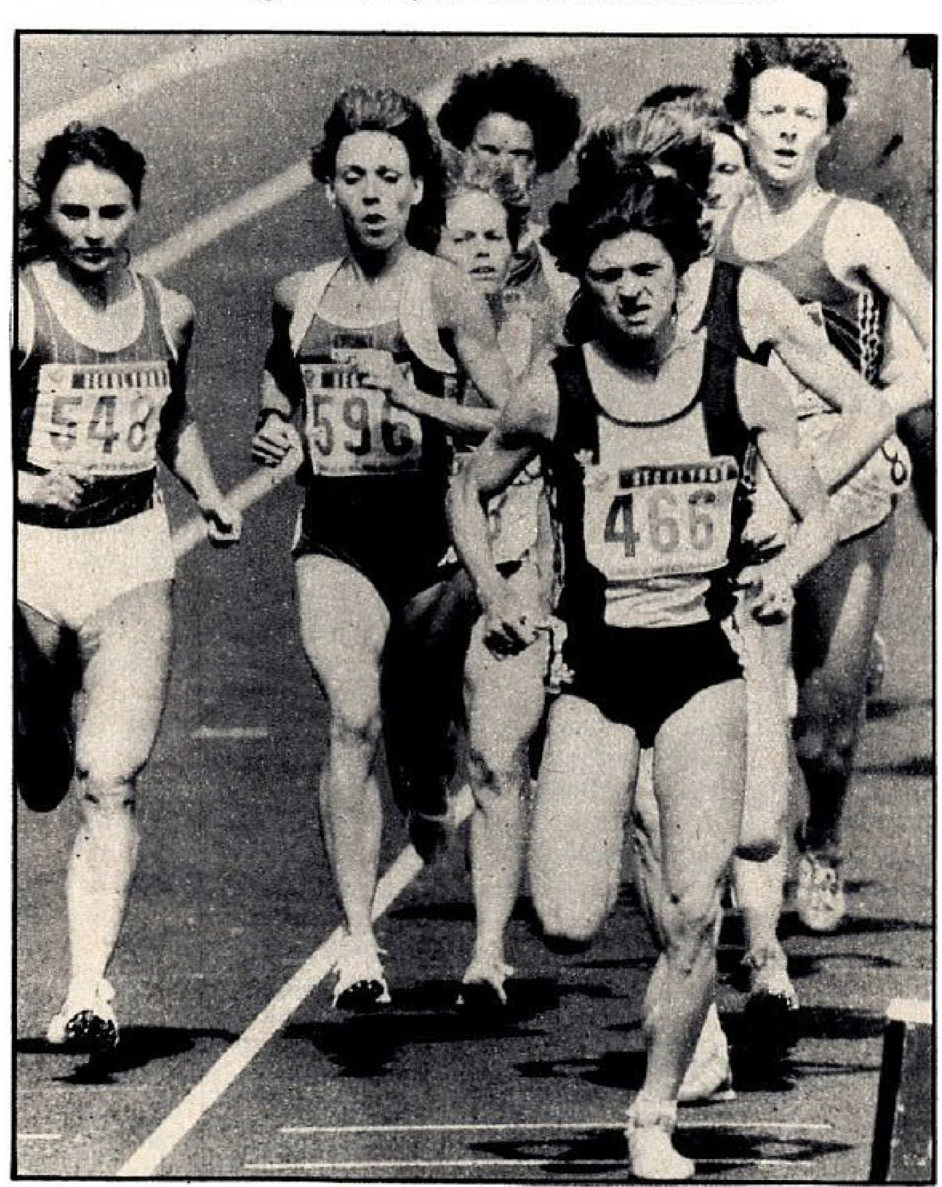
Andrea und Amadeus







Andrea Hahmann (ganz rechts) im 1500-m-Finale von Soul



Rang sechs, wer redet schon über Rang sechs?

Wir tun es und erinnern uns ans olympische Finale der Damen über 1 500 Meter in Soul. Nur 72 Hundertstelsekunden trennten eben jene Sechste von der Zweiten. Sie hatte alles gewagt und viel verloren, als sie sich 300 Meter vor dem Ziel vor das Feld spannte, um hinter der bereits enteilten Rumänin Paula Ivan vielleicht noch Silber zu holen. Auf den letzten Metern wurde sie von einer Läuferin nach der anderen überholt. Zwar gab es von niemandem Schelte – aber auch nicht Lob und Schulterklopfen. Allgemeiner Tenor: Es war eben ein bißchen zu hoch, das Risiko ...

Andrea Hahmann, die Sechste von Soul, ging es ein, weil sie sich stark genug fühlte. Einen langen Spurt war sie zu Hause bereits ein dutzendmal gelaufen, und warum, sagte sie sich, sollte er ihr nicht auch bei Olympia glücken. „Dann aber bog ich auf die Zielgerade, und mit einem Mal blitzte der Gedanke auf: Mensch, Andrea, du kannst jetzt Silber holen. Solltest erst gar nicht starten, und nun Silber! Ich erlitt so etwas wie einen Schock, und nichts ging mehr. Die Kraft war da, aber ich konnte sie nicht einsetzen. Ich quälte mich ins Ziel."

Tatsächlich hatte ein Olympiastart lange in Frage gestanden. Andrea war gerannt und gerannt, aber immer wieder verfehlte sie die geforderte Norm. So machte sie sich Anfang Juli mit dem Gedanken an einen längeren Urlaub vertraut; die Saison schien für sie vorzeitig beendet. „Doch nach knapp einer Woche kam ich ins Internat, weil in meinem Sportstudium eine Prüfung anstand,

und ich traute meinen Augen kaum: ‚Bist nominiert, geh' sofort impfen!' stand auf einem Zettel an meiner Tür. Das war der Moment, in dem ich mir sagte: Nun aber ran!"

Spätestens hier sollte erwähnt werden, daß Andrea Hahmann so viele internationale Bewährungsproben noch nicht hatte. Die Weltmeisterschaften 1987, bei denen sie Rang fünf belegte, waren ihr erstes Großereignis. Während andere bereits im Juniorenalter das Fluidum internationaler Veranstaltungen kennenlernen und dabei Erfahrungen sammeln konnten, gehörte Andrea Hahmann noch zu Beginn der Saison 1987 zu den „unbedarften" Athletinnen. Ihr Trainer, Major Bernd Dießner, sagt dazu: „Andrea rannte in der Jugend erfolglos. Sie ist jetzt dabei, eine Läuferpersönlichkeit zu werden."

Dem Gespür des Trainers

ANDREA HAHMANN, geb. Lange. Geboren am 3. Juni 1966 in Ludwigsfelde. 1,76 m groß, 58 kg schwer. Verheiratet. Sportstudentin, Oberfeldwebel der NVA. Klub: ASK Vorwärts Potsdam, Trainer: Major Bernd Dießner. Größte sportliche Erfolge: WM-Fünfte 1987 und Olympia-Sechste 1988 über 1500 m. Leistungsentwicklung (jeweils 1500 m): 1984: 4:27,08 min; 1985: 4:21,67; 1986: 4:08,50; 1987: 4:00,07; 1988: 4:00,96.

Dießner und der Hartnäckigkeit der Sportlerin Hahmann ist es zu danken, daß sie heute überhaupt noch rennt. Sie stand nämlich schon einmal kurz vor ihrer Verabschiedung aus dem Armeesportklub. Als 19jährige hatte Andrea eine 800-Meter-Bestmarke von 2:07 min, und es schien ganz so, als würde sie dieses wenig berauschende Resultat nicht mehr verbessern können. Ihr Eifer verpuffte, ihr Einsatz löste sich im Wettkampf in Nichts auf. Die Gründe ahnte sie damals, heute weiß sie sie zu benennen. So, wie der Wissenschaftler vielleicht einen Lösungsweg verfolgt, der nicht zum Ziel führt, kann auch ein Trainer die Kräfte des Athleten in die falsche Richtung lenken. „In meiner einstigen Trainingsgruppe", sagt Andrea Hahmann, „trainierten von der 800- bis zur 3000-Meter-Läuferin alle dasselbe. Das gab mir schon zu denken." Die Abiturientin war nicht von ihren Fähigkeiten überzeugt, als man beim ASK überlegte, wie es nun mit ihr weitergehen sollte. Sie fühlte sich nur unzufrieden und meinte, ihr Leistungsvermögen noch nicht ausgeschöpft zu haben. „So untalentiert", sagte ich mir, „kannst du doch gar nicht sein ..."

Ahnte Bernd Dießner damals ihre Begabung? Wenn er die 19jährige in seine Trainingsgruppe aufnahm, so vor allem ihrer körperlichen Voraussetzungen wegen. Ansonsten blieb eine gehörige Portion Skepsis. Andrea sagt: „Damals hatte vielleicht mancher eine falsche Vorstellung von mir. Im Sport gelang mir wenig, und es fiel auf, daß ich schon in der 9. Klasse einen festen Freund hatte." Bernd Dießner indes sah schnell, seine neue Athletin war ehrgeizig und gedankenreich bei der Sache. Schon nach vier Wochen nahm er sie zur Seite und sagte: „Weißt du, eigentlich bist du ganz anders, als ich so gehört habe."



Zu jener Zeit stand Andrea Hahmann vor lauter Respekt gewissermaßen noch stramm, wenn ihr Trainer sie ansprach. Seine direkte, offene Art beeindruckte sie sehr. „In meiner Internatsstube wäre es normal gewesen, ihm mal einen Kaffee anzubieten. Doch die Idee kam mir gar nicht, so gehemmt war ich." Mit der Zeit legte sich das, und heute bekennt Andrea, eigentlich habe nie ein Grund für Berührungsängste bestanden. Sie diskutiert mit Bernd Dießner über die besten Trainingsvarianten und gibt sich so, wie sie ist: je nach Sachverhalt engagiert oder ablehnend, sensibel und mitunter nicht leicht zugänglich. Sie sagt über sich und ihre Umwelt: „Früher wollte ich mit allen gut Freund sein, und ich ließ manche Bemerkung bleiben, weil ich es mir mit keinem verderben wollte. Das hat sich mittlerweile geändert. Ich denke mir: Wer mich mag, der tut es um meiner selbst willen."

Auch sportlich lotet Andrea noch ihre Möglichkeiten aus, und Bernd Dießner lernt zuweilen neue Seiten seiner Läuferin kennen. Vor einigen Monaten erst, sagt Andrea, sei ihr und dem Trainer bewußt geworden, daß sie ja Ausdauerbegabung besitze. Eine Fähigkeit, die bei ihr durchaus nicht vorauszusehen war. Anfangs trainierte Andrea beim Potsdamer Armeesportklub anderthalb Jahre als Mehrkämpferin, doch angesichts eines Gleitwirbels waren dann die gesundheitlichen Risiken in dieser Disziplin zu hoch. So wechselte sie 1981 zu den Mittelstrecklerinnen. Verblüffende Entwicklung: Bereits im Sommer jenes Jahres eroberte sie Spartakiade-Gold über 400 Meter, und über 800 Meter belegte sie Rang vier, was allerdings für lange Zeit die einzigen hoffungsvollen Plazierungen waren.

Heute freut sich die Potsdamerin auf Wettkämpfe auf der

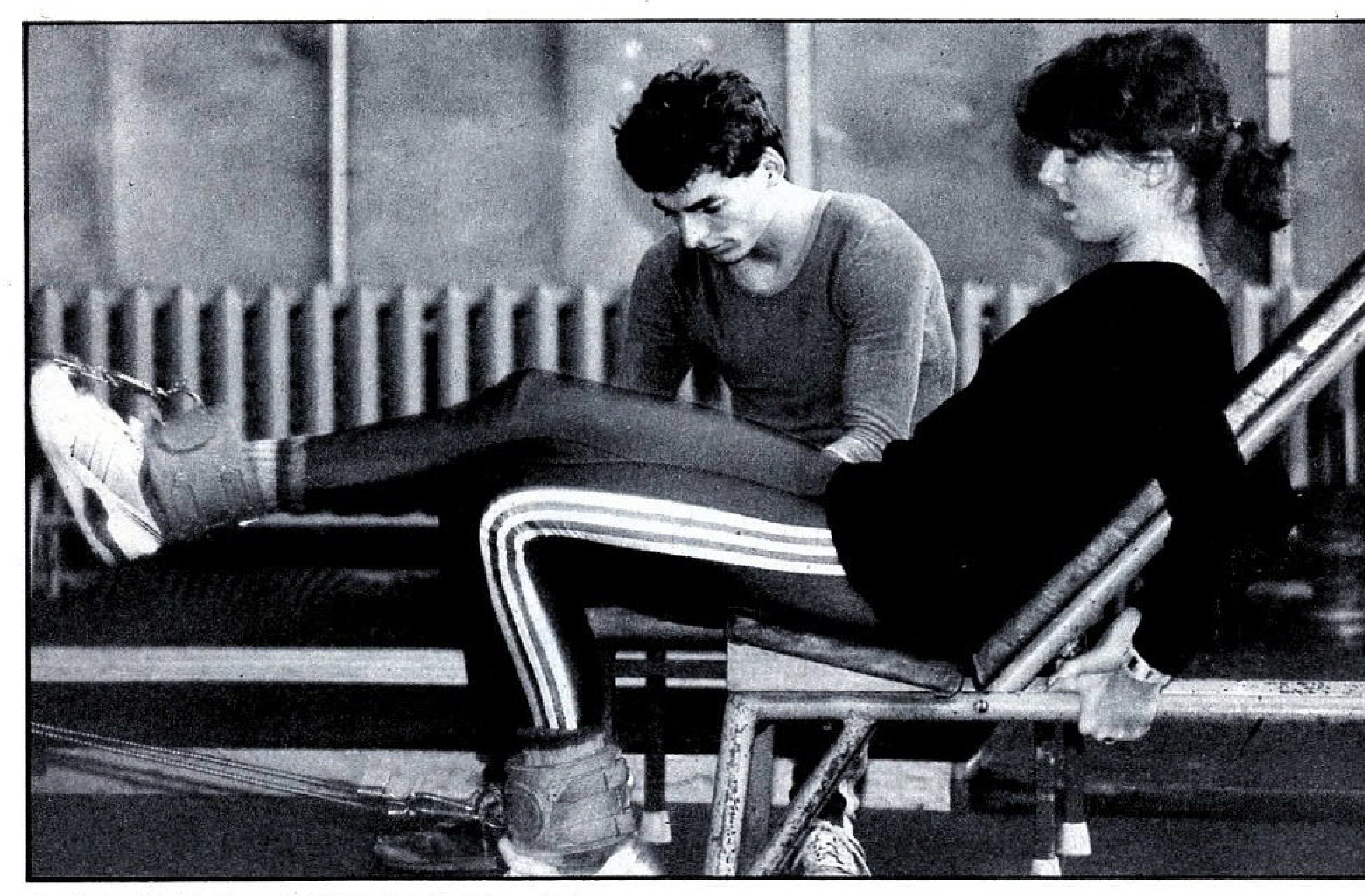
3000-Meter-Distanz, die einmal angegangen werden soll. In naher Zukunft jedoch behalten die 1500 Meter den Vorrang. „3:57 min", sagt Andrea, „möchte ich in dieser Saison schon laufen." Wie das Finale von Soul zeigte, ist sie jetzt auch selbstbewußt genug, in wichtigen Wettkämpfen allein die Entscheidung zu suchen. Als wir darüber sprechen, erinnert sie sich an ihre Zeiten als Jugendläuferin. Damals hat jedes Rennen bei ihr so viel Aufregung verursacht, daß sie oftmals gar nicht an den Start gehen konnte. „Ich wurde krank. Mal bekam ich einen dicken Hals, mal Magenschmerzen." Die jetzt 22jährige zuckt mit den Schultern. Soll heißen: Das gibt es eben ...

Kräftiger Abdruck, langer Schritt – so läuft Andrea Hahmann. So lief auch ihre ehemalige Trainingskameradin Ulrike Bruns. Was durchaus darauf schließen ließ, daß da einiges von der erfahrenen, erfolgreichen Athletin auf die jüngere abgefärbt hat. Ganz war das nicht so, Andrea Hahmann hatte schon immer diesen Stil gepflegt. Dennoch hat sie ohne Zweifel von Ulrike Bruns profitiert. „Unsere Programme unterschieden sich zwar, und oft trainierte auch jeder für sich, trotzdem konnte ich mir eine Menge von Ulrike absehen. Bei Ausdauerläufen beispielsweise hat sie mir immer etwas vorgemacht."

Natürlich ist es nicht unproblematisch, wenn eine 13 Jahre jüngere kommt und schon nach wenigen Monaten gemeinsamen Trainings die Ältere erreicht, schließlich überflügelt. Es spricht für beide, daß sie gewisse Spannungen einzudämmen verstanden und sich gegenseitig halfen. In Ulrikes letztem Wettkampf hat Andrea für die Trainingskameradin Tempo gemacht – es war ein 3000-Meter-Rennen, in dem die 34jährige noch einmal versuchte, die Olympianorm zu schaffen. Der Versuch mißlang. Andrea war mit traurig: „Mir tat es schrecklich leid. Ich wußte ja, wieviel Kraft Ulrike noch einmal investiert hatte. Sie trainierte mitunter dreimal täglich." Nach den Spielen hat Andrea Ulrike besucht. Ihr liegt viel daran, die Verbindung nicht abreißen zu lassen ...

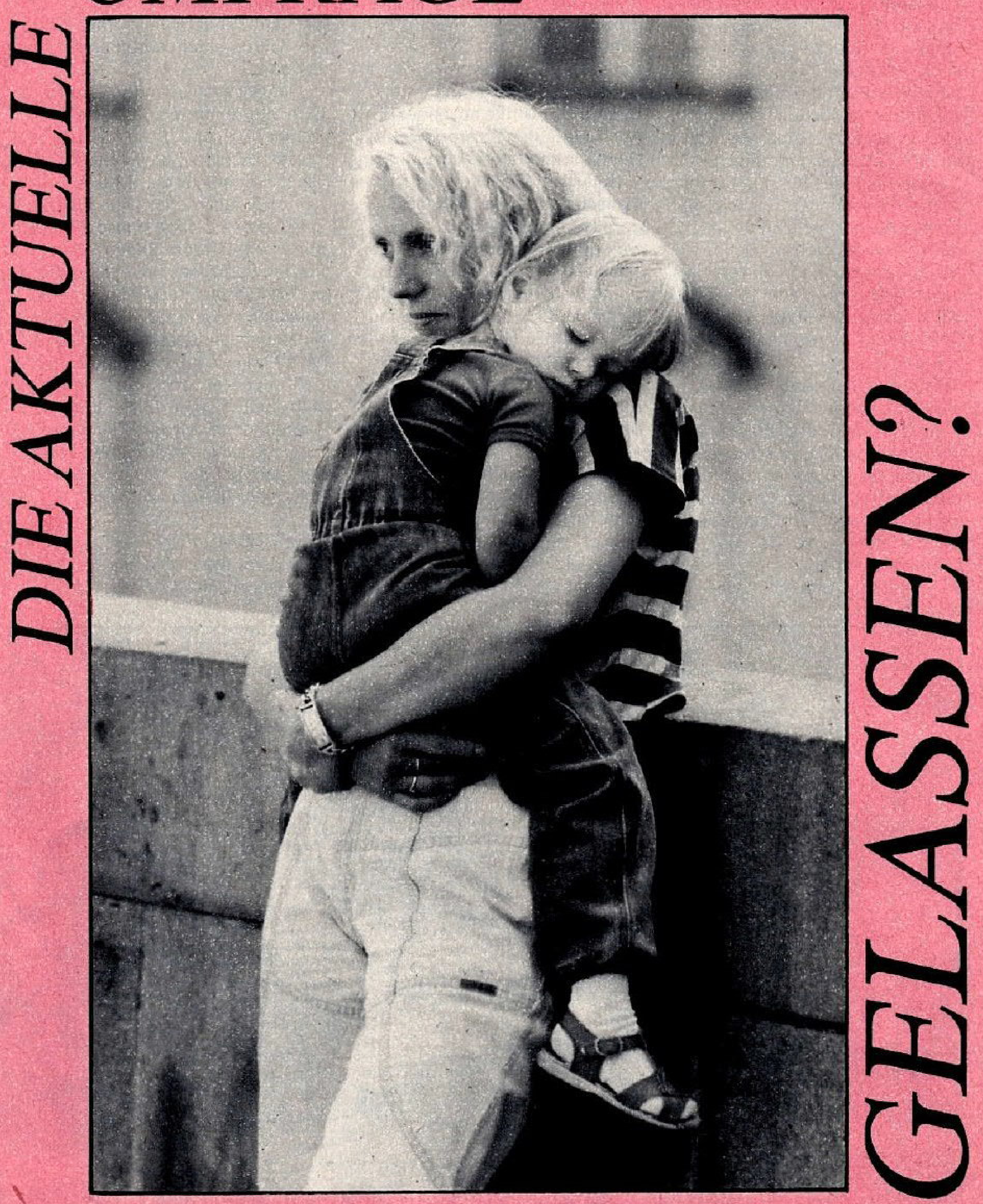
Natürlich ist auch der Kontakt zum Elternhaus in Ludwigsfelde immer noch eng. Besonders in diesen Monaten, da ihr Mann – jener Freund aus der 9. Klasse – seinen Armeedienst leistet, fährt sie abends oft nach Hause. „Meist sprechen wir dort über anderes als den Sport, das finde ich gut so." Mit ihren Eltern fährt Andrea zuweilen nach Berlin, in die Oper. Sie mag besonders Mozart. Seine Musik will sie jetzt auch beim Lauftraining hören; aus Soul brachte sich Andrea einen Gürtel für die Kassetten mit. Mozart-Klänge im Ohr, tritt sie an, das Rennen vorzubereiten, bei dem sie von niemandem mehr überspurtet wird.

Text: Birk Meinhardt
Bild: Peter Frenkel, Klaus Schlage, ADN-ZB/Mittelstädt



Auch der Läufer braucht (Bein-)Kraft. Hier mit dem 1500-m-Olympiadritten Jens-Peter Herold.

DIE AKTUELLE UMFRAGE



ALLEIN GELASSEN?

„Die Frau steht mit allem alleine da. In der neuen Wohnung ist noch viel zu tun, auf den Ämtern ist eine Unmenge zu erledigen, da meine Eltern verstorben sind. Meine Frau arbeitet doch auch. Das belastet die Familienbeziehungen, aber ich kann doch nichts dafür." Offene, ehrliche, zugleich aber etwas traurige, von Niedergedrücktsein zeugende Worte des 25jährigen Gefreiten Martin Ahlberg.

„Meine Frau erhält eigentlich von allen Seiten ein wenig Unterstützung. Ob es der Betrieb, meine Schwiegereltern oder Verwandte sind. Ich finde, daß es einem Mann, der seinen Dienst bei der NVA leistet, eine große Hilfe und Beruhigung ist, zu wissen, daß seine Frau oder Freundin nicht allein gelassen ist." Ganz anderes, erfreulicheres aus der Sicht und Erfahrung des Unteroffiziers Jens Schwarsig. Und Claudia Kuntze meint sogar: „Mir ist es manchmal schon peinlich, so sehr bemühen sich alle im Haus um mich. Aber es ist doch ein schönes Gefühl und gibt Sicherheit, wenn man spürt, daß man nicht allein dasteht."

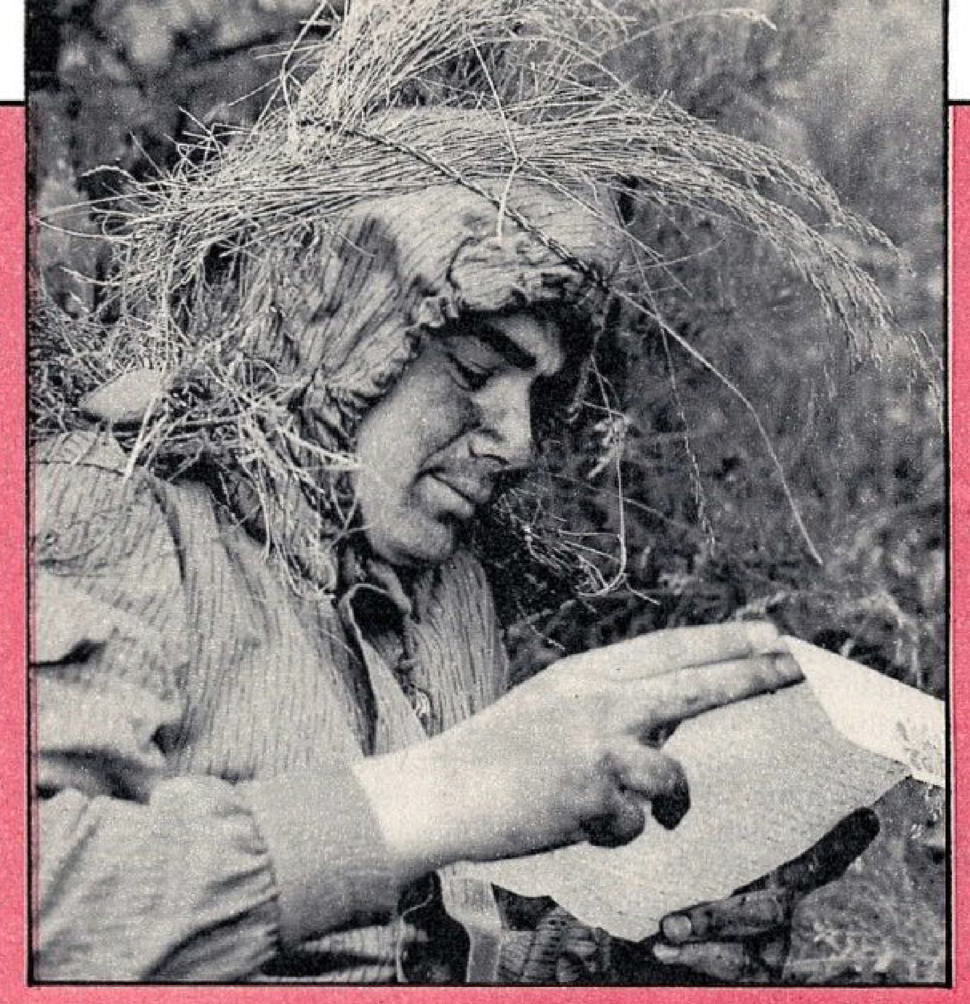
Wir hatten sie und andere junge Armeeangehörige bzw. ihre Frauen und Verlobte gefragt, ob die daheimgebliebene Soldatenfrau von irgend einer Seite Hilfe erhält, praktischer oder auch moralischer Art, welche Erfahrungen sie gemacht, welche Wünsche und Hoffnungen sie hat – kurz, ob sie sich allein gelassen fühlt.

Die an den Anfang dieser Umfrage gestellten Aussagen widerspiegeln die zwei Pole, zwischen denen die Meinungen und Erfahrungen zu diesem Thema pendeln. Noch nie bei unseren Befragungen war wie diesmal das Pro und Kontra, das positive und das negative Beispiel so dicht beieinander. Aber so ist das Leben ...

Natürlich ist die Einberufung des jungen Mannes ein bedeutsamer Einschnitt in das Leben eines Paares bzw. einer Familie. Geht der Mann aus dem Haus, ist der Liebste für längere Zeit nicht da, dann ist die Frau naturgemäß allein. Auch aufmerksamste Hilfe und freundlichste Zuwendung von Freunden oder Nachbarn werden Stunden des Alleinseins, des Nachdenkens, der Sehnsucht nicht aufheben können. „Ich brauche auch mal Zeit", sagte uns Renate Klettewitz, „wo ich für mich ganz allein Gelegenheit zum Überlegen habe, mich besinnen, über Vergangenes und Zukünftiges nachdenken kann. So eine Stunde am Abend, wenn die beiden Kleinen im Bett sind, ist mir wichtig." Von den Stunden am Abend sprach auch – etwas anders – Doreen Wilke: „Manchmal will mir, wenn ich allein bin, die Decke auf den Kopf fallen. Da wünschte ich mir jemanden, mit dem ich reden kann." Und Andrea Schönherr sieht ihr Alleinsein noch von einer anderen Warte: „Klar braucht man mal jemanden. Ich kann glücklicherweise, wenn's ganz dicke kommt, meine Mutter anrufen. Und die kommt, wenn es nur irgendwie geht. Aber ansonsten habe ich mir vorgenommen, alles selbst zu bewältigen, ohne Jammern und Klagen, einfach mit Energie und ein bißchen Überwindung. Und das klappt bisher eigentlich ganz gut, auch wenn's manchmal nicht leicht ist."

Armeezeit – Zeit der Bewährung, auch für die Lebenstüchtigkeit und Selbständigkeit der Ehefrau also? Ulrike Schwarze bestätigt das: „Ich kann nicht wegen jeder Kleinigkeit auf die Hilfe anderer bauen, und es gibt doch Probleme, da kann kein Fremder helfen. Im Leben gibt es doch auch sonst immer mal Schwierigkeiten. Da mußt du durch, sage ich mir immer. Schließlich hat jeder so sein Päckchen zu tragen." Gesunde Einstellung, meine ich. Ohne so weit zu gehen, wie der Gefreite Holger Brach, der da rhetorisch fragt: „Wobei soll denn ein Außenstehender helfen, beim Einkaufen, beim Kohlen schleppen, bei der Kindererziehung? Da bleibt doch alles bei der Frau liegen, und das bringt Probleme mit sich, besonders wenn ganz kleine Kinder da sind." Aber warum denn nicht. Gerade deshalb, finde ich, sollte Nachbarschaftshilfe nicht ausgeschlossen sein, so, wie das auch Soldat Sven Koch sieht: „Daß zuerst die nächsten Angehörigen helfen, ist doch klar. Aber nicht immer sind die Eltern oder Schwiegereltern, der Bruder oder ein Onkel so nah, daß sie bei Problemen sofort einspringen können. Da braucht die Frau schon mal einen Freund, den Nachbarn, die Kollegen im Betrieb." Feldwebel Gerd Heinrich empfiehlt allen, die in der Hausgemeinschaft oder im Betrieb Soldatenfrauen neben sich haben, auch mal „aufs Große" zu schauen, denn „gerade weil das Soldatsein so wichtig ist, verdienen die Frauen besondere Hilfe". Dabei geht es nicht allein um praktische Unterstützung in den vielen kleineren oder größeren Dingen des Alltags, wenn Kohlen in den Keller

zu bringen, Kartoffeln vom Konsum zu holen sind oder das Kind mal beaufsichtigt werden muß, sondern nicht zuletzt auch um die moralische Hilfe – jemanden zu haben, bei dem man sich einen Rat holen, mit dem man sich mal aussprechen und gelegentlich die Freizeit verbringen kann. „Wo Rat ist, ist auch Hilfe", sagt der Volksmund, eine Weisheit, an die allerdings Gefreiter Ralf Baitinger nicht glaubt: „Wer würde sich schon gerne über andere Leute Gedanken machen, geschweige denn noch über irgendwelche Probleme. Damit muß man als Dienender eben alleine fertig werden und sich einen Kopf machen. Sonst läuft in der Hinsicht überhaupt nichts." Leider gibt es immer noch Negativerfahrungen genug, die ihm Recht zu geben scheinen, wie die vom Soldaten Steffen Kranicke zum Beispiel: „Meine Frau erhält in ihrer Schule, in der sie tätig ist, nur bedingte Unterstützung und von meinem Betrieb keine. Eine Hausgemeinschaft gibt es zwar, doch macht dort jede Famlie ihr eigenes. Die einzige Hilfe sind unsere Verwandten."



Was aber alles möglich ist, sollen die folgenden Beispiele aus der Skala positiver Antworten belegen:

„Beim Umzug wurde meiner Frau von ihren Arbeitskollegen, von Verwandten und Bekannten geholfen. Das war prima, denn mir war es leider nicht im notwendigen Maße möglich." (Soldat Detlef Becker) „Verwandte und Bekannte helfen. Und ihr Betrieb hat es ermöglicht, daß sie jetzt nicht in zwei Schichten arbeiten muß." (Unteroffizier Uwe Kübeck) „Mein Abteilungsleiter, Genosse Krull, hat an meine Frau einen Brief geschrieben, daß sie sich an ihn wenden soll, wenn sie und die Kinder Hilfe benötigen. Das, finde ich, ist eine nette Geste meines Betriebes." (Soldat Mario Golk) „Ihre Kolleginnen haben ihr zugesichert, sie zu besuchen, und sie kann auch zu ihnen kommen. Von einer Bekannten wird sie jeden Mittwoch zum Kartenspiel und zu einem kleinen Umtrunk eingeladen. Das war bei uns schon Tradition, als ich noch zu Hause war." (Soldat René Beutel) „Zu Hause arbeite ich bei dem Klempner- und Installationsmeister Hartmut Kallenbach. Er hat meiner Frau jegliche Hilfe zugesagt." (Soldat Heiko Kepper) „Meine Frau erhält monatlich 207 Mark Unterstützung vom Rat der Gemeinde. Ehekredit und Fernsehgebühren wurden gestundet. Ihr Betrieb verlegte ihre Arbeitszeit, am Wochenende ist sie ganz befreit. Dadurch kann sie das Kind in die Krippe bringen und hat auch am Wochenende Zeit." (Soldat Bernd Becker) „Bei größeren Angelegenheiten kann meine Frau auf Hilfe bauen. Zum Beispiel ist der Betrieb meines verstorbenen Schwiegervaters stets bereit, uns das Holz für den Winter zu besorgen und zu sägen." (Unteroffizier Jens Schwarsig) „Die größte Hilfe bekommt meine Frau durch ihre Mutter, die oft unseren Sohn betreut. Aber es ist für uns auch wertvoll, daß meine Frau in Abstimmung mit ihrer Arbeitsstelle ihre Haushaltstage und den Urlaub entsprechend meinem Urlaub planen kann." (Unteroffizier Jörg Eichhorst) „Auf unsere Hausgemeinschaft ist in puncto Hilfe Verlaß. Einige Familien bzw. Alleinstehende betreuten schon öfters unsere Tochter. Das wird wohl auch so bleiben." (Soldat Ansgar Cordier) „Ich habe mich

mit anderen Soldatenfrauen zusammengetan. Einmal im Monat treffen wir uns, reihum. Wir spielen Karten, machen Handarbeiten oder gucken in die Röhre und erzählen uns dabei." (Gabriele Lehnert) „Ich bin verheiratet, und wir erwarten unser zweites Kind. Schon vor meiner Armeezeit haben wir mit den Verwandten und auch mit der Hausgemeinschaft gesprochen, daß meine Frau beim Heizen der Wohnung, also beim Kohlenhochholen, und bei der Hausordnung unterstützt wird." (Soldat Olaf Seidel) „Der Rat des Kreises hat finanzielle Hilfe schnell und unkompliziert zugesichert. Meine Frau erwartet ihr zweites Kind. Sie kann auf alle Verwandten, die mit in unserem Dorf wohnen, rechnen. Besonders natürlich auf meine Mutter." (Soldat Jörg Strehle) „In unserer Hausgemeinschaft leben wir nicht aneinander vorbei. Wir kennen uns alle näher, es bleibt nicht beim ‚Guten Tag' und ‚Guten Weg'. Da war es eigentlich ganz normal, daß sich die HGL schon vor meiner Einberufung mit mir und meiner Frau zusammensetzte und mit uns beriet, wie die Nachbarn helfen könnten." (Gefreiter Christian Wolf)

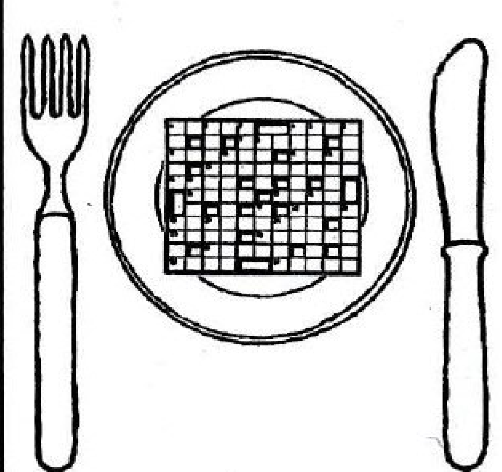
Letzteres finden bestimmt nicht nur Christian Wolf und seine Frau prima, denn spontane Nachbarschaftshilfe ist gut, geplante ist besser. Und noch eins ist bei unseren Befragungen deutlich geworden: Hilfe für die Soldatenfrau ist zugleich Hilfe für den Soldaten. Deshalb möge das Bekenntnis von Soldat Rainer Schulte am Schluß stehen: „Ich weiß, daß meine Frau von vielen Seiten Hilfe bekommt, wenn sie sie benötigt. Mit zwei kleinen Kindern ist das schon wichtig. Für mich ist das eine echte Erleichterung und gibt mir die Sicherheit, die ich brauche, um meinen Dienst gut und gewissenhaft zu versehen. Meine Frau ist jetzt zwar oft allein, aber nie allein gelassen."

Text: Günther Wirth
Bild: Manfred Uhlenhut
Mitarbeit:
Oberstleutnant Horst Kesselmann, Major Ulli Kästner, Hauptmann Andreas Späth



Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. Triebkraft, 4. Milchbonbon, 10. Zwiebelpflanze, 13. Stadt in den Niederlanden, 14. Insel im Mittelmeer, 15. Stadt in den Niederlanden, 16. Pampashase, 17. Kuchengewürz, 18. Insel im Mittelmeer, 19. sagenhafter Keltenkönig, 21. Handlung, 23. Bezeichnung, 25. Hauptstadt der JAR, 28. Zellteilung mit einfacher Kerndurchschnürung, 31. bestellte Gartenfläche, 33. nordamerikanischer Pelzjäger, 35. lockeres Staatenbündnis, 36. Autor des Romans „Der Junge aus dem Hinterhaus", 37. Warmherzigkeit, 38. Disziplin des Gewichthebens, 41. Zusammenstellung, 44. DDR-Physiker, NPT, 48. Rist des menschlichen Fußes, 49. nordwestfranz. Landschaft, 54. bedeutende DDR-Persönlichkeit, gest. 1975, 55. schottischer Fluß, 56. griech. Insel, 57. athenischer Politiker und Heerführer v. u. Z., 62. der deklinierte substantivierte Infinitiv, 66. Trinkgefäß, 69. ehemalige erfolgreiche Skilangläuferin aus der ČSSR, 71. Gewässer, 72. Korbblütler, 75. spanischer Fluß, 76. Preisgrenze, 77. engl. Pferderennplatz, 79. Ruhm, 80. Erbfaktor, 81. Dorf der Turkvölker, 82. Tip, Hinweis, 83. Elch, 86. Matrize, 87. Romangestalt bei Erich Kästner, 88. Sowjetbürger, 90. Warägerfürst, 91. Laut, 93. technische Ölsäure, 94. Körperteil, 96. Landschaft im Norden Tansanias, 100. Abmessung, Ausdehnung, 105. oriental. Männername, 107. japan. Münze, 108. ehemaliger erfolgreicher Kanadierfahrer der DDR, 109. radioaktives Element, 111. Stadt im Westen der UdSSR, 112. lyrisches Chorwerk, 116. Tischdecke in Sitzungszimmern, 119. Blumenstrauß, 123. Liebesgott, 124. Stacheltier, 125. Komponist der Oper „Die verkaufte Braut", 127. deutscher Bildhauer, gest. 1940, 130. Truppenspitze, 131. Familienmitglied, 135. Feuerschein, 136. Haltetau an der Gaffel, 138. griechische Göttin, 139. Roman von Lem, 142. Inselstaat im Mittelmeer, 143. Ölpflanze, 144. Gestalt aus „Tiefland", 145. engl. Archäologe, gest. 1943, 146. Mannschaft, 147. plötzlicher Einfall, 148. Fruchteinbringung, 149. sowj. Erzieher und Schriftsteller, gest. 1939, 150. Wintersportgerät.



Senkrecht: 1. Sammelbezeichnung für verschiedene fasrige Minerale, 2. Schallplattenmarke, 3. Fell der Bärenrobbe, 4. Nebenfluß der Wolga, 5. Bittermittel, 6. ital. Geigenbauerfamilie, 7. Muse der Liebesdichtung, 8. Seil, 9. Gestalt aus „Lohengrin", 10. Salzlösung, 11. Fett von der Bauchwand des Schweins, 12. Kartenspiel, 20. Flachland, 22. Kartenwerk, 24. Bergarbeiter, 26. Opernlied, 27. heiliger Stier der alten Ägypter, 29. Tongeschlecht, 30. überlieferte Erzählung, 31. Futterpflanze, 32. engl. Schulstadt, 34. franz. Orientalist des vor. Jh., 35. Stockwerk, 38. ehemaliger erfolgreicher Skispringer aus der ČSSR, 39. finnischer See, 40. Richterkollegium, 42. Biene, 43. Brennstoffbehälter, 45. Gestalt aus Schillers „Bürgschaft", 46. früherer finnischer Langstreckenläufer, 47. Komponist der Oper „Dantons Tod", 50. Gedichtform, 51. Überbleibsel, 52. Staatsoberhaupt der ehemaligen Republiken Venedig und Genua, 53. Nebenfluß der Aller, 58. Nebenfluß der Donau, 59. Getreidespeicher, 60. vorherrschendes Merkmal, 61. Angehöriger eines nordischen Göttergeschlechts, 63. strenge (mündliche) Prüfung, 64. kleiner Behälter, 65. Gewässerbegrenzung, 67. vorderasiat. Göttin, 68. dänische Insel, 69. Gestalt aus „Zar und Zimmermann", 70. Bewohner eines Schweizer Kantons, 73. Satz, Lehrsatz, 74. Niederschlag, 76. poln. Schriftsteller, 78. Insel in der Irischen See, 84. Vergrößerungsglas, 85. Wasserjungfrau, 88. Landschaft im West-Peloponnes, 89. Privatsekretär des Cicero, 92. ehemaliger japanischer Weltklasseturner, 94. Farbton, 95. Nebenfluß der Fulda, 96. unter der Haut sitzendes Fett, 97. Edelstein, 98. Gestalt der germanischen Sage, 99. aserbaidshanisches Zupfinstrument, 101. weibl. Vorname, 102. Titel moslemischer indischer Fürsten, 103. Held der Artusrunde, 104. Gewebe, 106. Dynastie im alten Peru, 107. Kapitel des Korans, 109. Haupt-, Leitgedanke, 110. Metallstift, 113. Kinderfrau, 114. Lärminstrument, 115. Verwandte, 116. Musikstück für drei Instrumente, 117. Nutzung gegen Entgelt, 118. Stadt in der Türkei, 120. Tanzschüler, 121. Nebenfluß der Drau, 122. Kunstgriff, 125. Lautäußerung der Menschen und vieler Tiere, 126. Eichmaß, Mustergewicht, 128. Held des karolingischen Sagenkreises, 129. Erfinder der Schiffsschraube, 131. Aussprachezeichen, 132. Zierpflanze, 133. Dreschboden, 134. Ostseebad, 136. Schaltkreis in der Kybernetik, 137. altoriental. Staat, 140. sagenhafte Gründerin Karthagos, 141. Untiefe.

Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 112, 57, 102, 70, 129, 2, 98, 49, 68, 69, 93, 63 und 109 ergeben eine Sportart der Olympischen Sommerspiele. Wie heißt sie? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5.4.1989. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 4/89. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau", PF 46 130, Berlin, 1055.

Auflösung aus Heft 2/89

***Preisfrage:** Die richtige Antwort lautet: Kriechhindernis, Sprunggraben. Die Preise wurden durch die Post zugestellt.*

***Waagerecht:** 1. Rumba, 4. Blak, 7. Soho, 10. Laser, 13. Clou, 14. Alai, 15. Sarah, 17. Amplitude, 18. Spiel, 20. Area, 22. Eile, 23. Renn, 25. Deneb, 28. Laren, 31. Aloe, 33. Oliv, 35. Leben, 36. Senn, 38. Met, 40. Ader, 41. Rost, 42. Ath, 44. Raten, 45. Eisen, 46. Spediteur, 50. Nippel, 54. Selene, 57. Franc, 58. Lie, 60. Eboli, 61. Aeta, 63. Heister, 64. Dame, 67. Blauwal, 69. Salomon, 70. Elbe, 72. Arve, 74. Alkan, 77. Isola, 78. Senke, 81. Nerz, 82. Meer, 83. Irbis, 85. Epsom, 88. Egart, 91. Oste, 92. Reka, 93. Nikopol, 97. Leisten, 101. Etui, 102. Parodie, 105. Tera, 106. Serge, 108. Ode, 109. Reede, 111. Ampere, 113. Rappen, 116. Interesse, 120. Urner, 121. Titer, 122. Tal, 124. Areg, 126. Riga, 127. Ket, 129. Grad, 131. Marat, 132. Gold, 135. Loki, 137. Regal 139. Degen, 141. Raum, 144. Adam, 146. Oper, 148. Medea, 149. Guatemala, 151. Ahorn, 152. Stab, 153. Anna, 154. Norne, 155. Lear, 156. Seni, 157. Raabe.*

***Senkrecht:** 1. Rasur, 2. Meran, 3. Ache, 4. Boa, 5. Lumen, 6. Kaliber, 7. Sattler, 8. Hader, 9. Ole, 10. Lisi, 11. Stiel, 12. Rolle, 16. Arno, 19. Plan, 21. Adi, 22. Ene, 24. Ehe, 26. Evans, 27. Eleve, 29. Anode, 30. Ester, 32. Ort, 34. Letter, 37. Nessel, 38. Main, 39. Trip, 42. Anke, 43. Hefe, 47. Pech, 48. Iris, 49. Ufer, 51. Isel, 52. Pfau, 53. Lada, 54. Sosa, 55. Lido, 56. Nemo, 58. Limes, 59. Etmal, 61. ABBA, 62. Tank, 65. Amin, 66. Ente, 68. Lederol, 69. Senegal, 71. Bizet, 73. Ramme, 75. Lar, 76. Ali, 79. Erg, 80. Kur, 83. Ihne, 84. Baku, 86. Pedro, 87. Orade, 89. Alte, 90. Tana, 94. Item, 95. Oise, 96. Ohre, 98. Eger, 99. Step, 100. Erbe, 102. Pein, 103. Oder, 104. Eros, 107. Erkner, 110. Dattel, 111. Arzt, 112. Paul, 114. Park, 115. Nest, 116. Irade, 117. Thema, 118. Saite, 119. Etage, 123. Abo, 125. Galater, 126. Radames, 128. Emu, 129. Gide, 130. Arm, 133. Ono, 134. Dreh, 135. Liman, 136. Kader, 138. Grube, 140. Galan, 142. Aroma, 143. Minne, 145. Aase, 147. Paar, 149. Gal, 150. Ani.*

***Die Gewinner** unserer Preisfrage in AR 11/88 waren: Gefr. Andreas Weise, Kamenz, 2801, 25,– M; Monika Behr, Leipzig, 7065, 15,– M, und Hans-Jürgen Bernhardt, Schlema, 9408, 10,– M. Herzlichen Glückwunsch!*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12
13 14
15 16 17 18
19 20 21 22 23 24
25 26 27 28 29 30 31 32
33 34 35
36 37
38 39 40 41 42 43 44 45 46 47
48 49 50 51 52 53 54
55 56
57 58 59 60 61 62 63 64 65
66 67 68
69 70 71 72 73 74
75 76 77 78 79
80 81 82
83 84 85 86 87 88 89
90 91 92 93
94 95
96 97 98 99 100 101 102 103 104
105 106 107
108 109 110 111
112 113 114 115 116 117 118 119 120 121 122
123 124
125 126 127 128 129
130 131 132 133 134 135
136 137 138 139 140 141
142 143 144 145
146 147
148 149 150

leser-service

soldatenpost

... wünschen sich: Katrin Pfanne (23, 2 Kinder), Leninallee 33, Halle, 4020 – Christiane Müller (20), Amrastr. 109, Eisenach, 5900 – Claudia Ryll (18), Eigenheimbau 10, PSF 11/672, Lubmin, 2205 – Manuela Köthe (18), H.-Hülmann-Str. 9, Amesdorf, 3251 – Katrin Hohmann (18), Draisdorfer Str. 58, Karl-Marx-Stadt, 9082 – Dörte Katterwé (17), Str. Usti nad Labem 135, Karl-Marx-Stadt, 9044 – Gerlinde Fricke (24), Dorfstr. 10, PSF 4/057, Menz, 3101 – Katrin Liedl (18), F.-Pawlowski-Str. 2, Döbeln, 7300 – Claudia Göhler (16), Mühlweg 15, Voigtsdorf, 9201 – Katrin Dittrich (16), F.-Weise-Str. 8, Annaberg-Buchholz I, 9300 – Ina Lorenz (16), Karlsbader Str. 9, Cunersdorf, 9301 – Christiane Schlicht (19), PSF 58, Göldenitz, 2621 – Anke Martin (24, Sohn 4), Mühlenweg 6, Premnitz, 1832 – Heike Ziepel (22), Karower Str. 10, Berlin, 1115 – Sabine Biebl (21, Tochter 2), J.-Gagarin-Ring 24/09, Neubrandenburg, 2000 – Dörte Kilimann (18), Lange Str. 35, Tessin, 2557 – Kirsten Rollert (21) und Martina Ständer (19), beide Brandbergweg 23, Haus C, Zi. 251, Halle, 4050 – Fanny Scharlau (16), Alte Uni 6, Frankfurt (Oder), 1200 – Antje Schlegl (17), Birkenallee 5, Borkwalde, 1821 – Daniela Kehl (16), Kreuzstr. 64, Wittenberg, 4600 – Annett Herzog (16), Burkersdorfer Weg 16, Dresden, 8027 – Heike Kindt (18), Neue Triftstr. 7, Mögelin, 1831 – Yvonne Benlarbi (24, Sohn 3), Loberaue 6, Delitzsch, 7270 – Corinna Podelig (18, Sohn ½), Bahnhofsstr. 45, Mittweida, 9250 – Jeannette Dittrich (18), O.-Buchwitz-Str. 245, Berlin, 1142 – Manuela Riha, Rosenstr. 32, Coswig, 4522 – Manuela Göpfert (18), A.-Ulrich-Str. 32, Meiningen, 6100 – Jana Walther (18), R.-Luxemburg-Str. 52, Meiningen, 6100 – Anja Sieber (16), Brühl 24, Karl-Marx-Stadt, 9002 – Beate Klee (19), H.-Fritz-Str. 10, Med.FS, K2b, Greiz, 6600 – Monika Tzschieter (22), Werkstr. 10, Uhsmannsdorf, 8921 – Annett Peterson (24), S.-Wiedera-Str. 6, Hoyerswerda, 7700 – Simone Kajetan (19), O.-Grotewohl-Str. 31, Coswig, 8270 – Ines Sellmann (20), Tennsteder Str. 19, Bad Langensalza, 5820 – Bettina Kier (18), Neuer Weg 2, Mülverstedt, 5821 – Silke Ziepel (17), Karower Str. 10, Berlin, 1115 – Karina Zöge (18), Platz d. Friedens 8, Queis, 4101 – Maren Baaske (20), Doberaner Str. 40, Parkentin, 2561 – Anett Schur (19), Oberdorf 7, Hanstorf, 2561 – Abine Röpke (16), Dorfstr. 7, Elsterberg, 7291 – Anja Velske (16), Dorfstr. 10, Kötten, 7291 – Anke Thieme (23), W.-Pieck-Str. 3, Senftenberg, 7840 – Gabriele Buchheim (25, Töchter 4 u. 2), Nr. 63, PF 01/019, Fremdiswalde, 7241 – Anja Wölfel (18) und Ina Timmer (17), beide Nordhäuser Str. 63, PF 55, Erfurt, 5064

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Lia Burkhardt (18), Horkenstr. 8, Bannewitz, 8213 (Offizier) – Kathrin Milz (18), Eldenaer Wende 1a, Greifswald, 2200 – Karin Pischel (22, Tochter 3), F.-Mehring-Str. 21, Altenburg, 7400 – Astrid Klauk (23, Tochter 4), O.-Nuschke-Str. 20, Hoyerswerda, 7700 – Antje Rickers (21, Sohn 1½), M.-Gorki-Str. 7B, Greifswald, 2200, Schönwalde II – Cathrin Baruck (22), Ringstr. 14, Bulleritz, 8291 – Kathrin Heimann (19), Gerokstr. 32, Dresden, 8019 – Sylvia Kubisch (23, Kinder 1 u. 5), Hoyerswerdaer Str. 17, PSF 08-55, Schwepnitz, 8294 – Irena Klemp (25), Demmler Str. 25, Ribnitz-Damgarten I, 2590 – Mandy Wegner (18), Wolfsberg 3, Schneeberg I, 9412 – Gabi Lehmann (18), Spinnhäuser Str. 9, Turnow, 7521 – Geertjé Brezky (25, Sohn 2), Lohmannstr. 86, Köthen, 4370 – Susann Koch (20), R.-Breitscheid-Str. 3, Ilmenau, 6300 – Petra Stangl (23, Töchter 3 u. 4), A.-Bebel-Str. 17, Leinefelde, 5600 – Monika Bratge (25, Sohn 10, Tochter 3), W.-Reinl-Str. 7, Karl-Marx-Stadt, 9090 – Katrin Hertling (17), M.-Plank-Str. 18–22, SG I/2, Zi. 502, Schwerin, 2794 – Heike Schröder (24), Gärtnerstr. 14, Berlin, 1055 – Syvanna Frank (21), Str. d. Friedens 48, Goldberg, 2862 – Sabine Morgenthal (18), K.-Liebknecht-Str. 14, Weißandt-Gölzau, 4371 – Sabine Gogolla (25, Sohn 4, Tochter 1), Eduardstr. 17, Berlin, 1130 – Angelika Zimmermann (23, Sohn 3), PF 149, Quastenberg, 2001 – Kerstin Weigandt (23, 1,78 m), Waldmühlenweg 22, Erfurt, 5066.

Briefwechselwünsche veröffentlichen wir nur mit Altersangabe (bis 25 Jahre). Bitte Anschriften deutlich schreiben.



ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber: Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin
Storkower Str. 158, Berlin 1055
Tel.: 4 30 06 18
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion: Postfach 46 130 Berlin 1055
Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung: Kurt-Norbert Marsand/Joachim Hermann

Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark
(Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Redaktionsschluß dieses Heftes: 20. 1. 1989

Titelbild: Oberstleutnant Ernst Gebauer/Manfred Uhlenhut

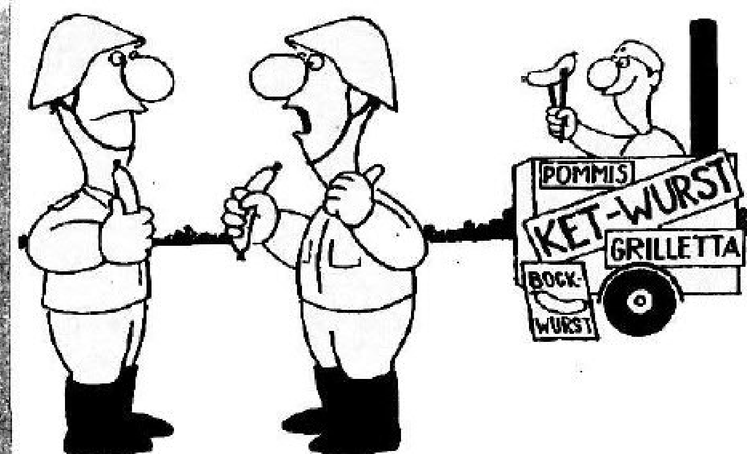
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR – Leninstr. 16, Postfach 160, Leipzig 7010

Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, Storkower Str. 158, Berlin 1055, Tel.: 4 30 06 18/App. 330 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR. Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7





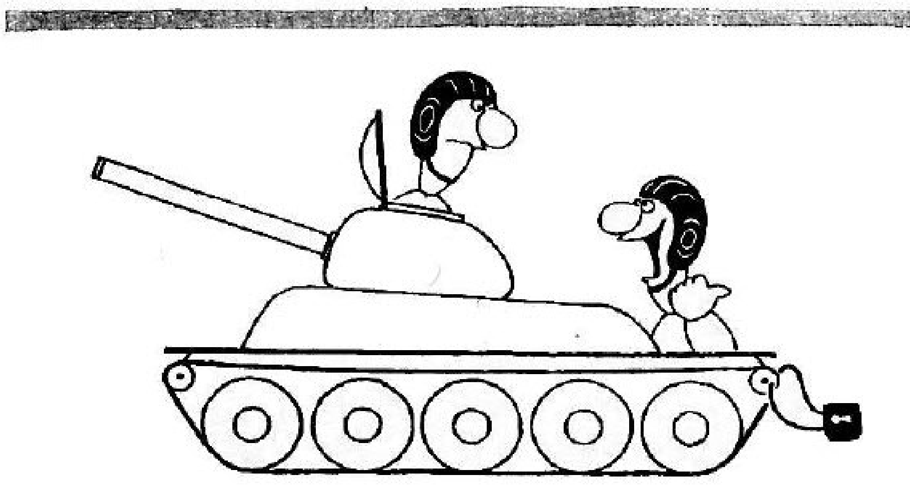
„... und keiner sieht mich,
wenn ich in meiner Schreibstube
mal ein Nickerchen mache!“



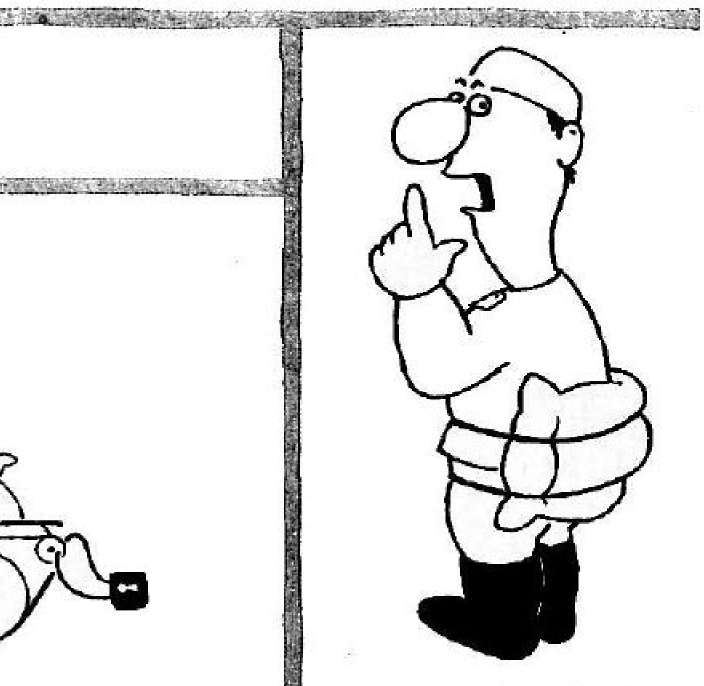
„Unser lieber Koch ist mit seinen
Gedanken schon so gut wie zu Hause!“

Die alten Hasen

beobachtet von Jörg Rückmann

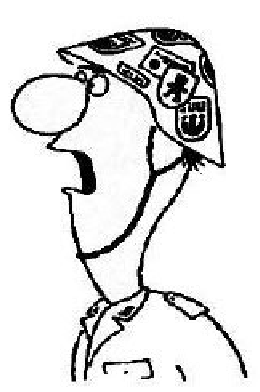


„So kann man ihn doch auch
mal unbeaufsichtigt lassen!“

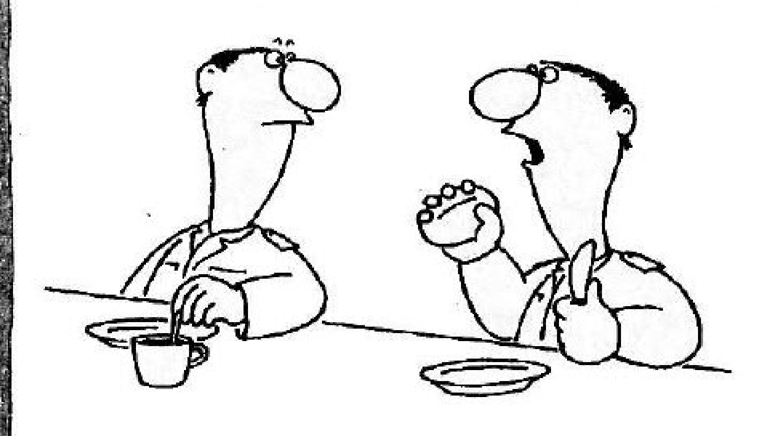


„Heute wird wieder der
Paradeschritt geübt!“

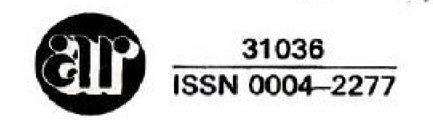




„Langsam macht's aber keinen Spaß
mehr, dauernd versetzt zu werden!“



„Könnte es vielleicht sein, daß das
Verspeisen dieser Brötchen neuerdings
Bestandteil des Härtetestes ist?“



31036
ISSN 0004-2277

Tanzt im Friedrichstadtpalast-Ballett:

Jutta Patzak

Autogramm-Anschrift:
Friedrichstadtpalast, Friedrichstr. 107, Berlin, 1040

Bild: Wolfgang Fröbus